

HERDER-KORRESPONDENZ

Siebentes Heft - 4. Jahrgang - April 1950

Empfehl Gott die Sache und warte, bis eine Begebenheit eintritt, die dem Zünglein der Waage den Ausschlag gibt.

Joh. Mich. Sailer

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Aus den Fastenhirtenbriefen der deutschen Bischöfe Die Fastenhirtenbriefe des deutschen Episkopats stehen, wie es nur natürlich ist, alle unter dem Eindrucke des Heiligen Jahres und des Rufes zur Heimkehr, Erneuerung und Sühne, den der Papst zu seinem Beginn erlassen hat. Denn auch die Fastenzeit ist ja, wie es die Epistel des ersten Fastensonntags sagt, eine „Zeit der Gnade“, in der wir ermahnt werden, „die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen“ (2 Kor. 6, 1). Ihr großes Thema ist dem des Heiligen Jahres gleich: Besinnung und Bekehrung, Reinigung und Heiligung, Verrinnerlichung und Sühne, die große Rückkehr und die große Verzeihung.

So wiederholen die Fastenhirtenbriefe alle den Aufruf der Weihnachtsbotschaft des Heiligen Vaters und sprechen dann von den Mitteln und Wegen zu seiner Verwirklichung im christlichen Leben des einzelnen und des Volkes. Indem hier die konkreten Ansatzpunkte, die Schwierigkeiten und Probleme dieser Verwirklichung beim Namen genannt werden, ergibt die Gesamtheit der Hirtenbriefe wiederum ein Bild der Gegenwartsfragen, so wie es sich der Hirtensorge der Bischöfe darstellt.

Von anderen Ereignissen des kirchlichen und öffentlichen Lebens spiegeln sich, vor allem in den Hirtenbriefen des Erzbischofs von *Paderborn* und des Bischofs von *Münster*, der Bochumer Katholikentag mit seinem energischen Hineinwirken in die soziale Problematik und im Hirtenbrief des Bischofs von *Passau* der kommende Altöttinger-Passauer Katholikentag wieder. Der Bischof von *Mainz* gibt in seinem sehr gewichtigen und tiefgründigen Fastenhirtenbrief ein wahres Lehrschreiben über die heilige Messe, in dem er seinen Gläubigen die Lehre der Enzyklika „*Mediator Dei*“ und ihre Auswirkung auf ihr persönliches und das Leben der Gemeinden auseinanderlegt.

Sind die Zeiten besser geworden?

Welches Gesamtbild der Zeit ergibt sich aus den Hirtenbriefen? Findet sich auch in ihnen etwas von jenem Optimismus, zu dem sich viele Deutsche angesichts der unleugbaren Verbesserung der Lebensverhältnisse, der Wiedergewinnung einer gewissen politischen und wirtschaftlichen Freiheit, unseres wachsenden Gewichtes im politi-

schen Spiele der Mächte berechtigt glauben? Natürlich ist es nicht das Amt der Bischöfe, in ihren Hirtenbriefen Urteile über die Entwicklung im politischen und wirtschaftlichen Sachbereich abzugeben, und natürlich leugnen sie bei aller Sorge um die kommenden Dinge nicht, „daß vieles seit der letzten Fastenzeit sich zum Besseren gewendet hat“, wie der Bischof von *Fulda* sagt. „Aber“, so fährt er fort, „die Frage bleibt, ob es nur am Rande oder in der Mitte, ob es an der Oberfläche oder in der Tiefe lichter geworden ist“. Er ist nicht davon überzeugt, daß genug geschehen ist, er beklagt die resignierte Müdigkeit und Geruhsamkeit gegenüber brennenden Fragen des öffentlichen Lebens, die Loslösung der weltlichen Angelegenheiten von christlich-sittlichen und christlich-gläubigen Grundsätzen, die Sicht der großen öffentlichen Fragen vom Gesichtspunkt kleiner persönlicher Interessen, das Überhören der warnenden Stimmen der Geistigen. Und er zieht das Fazit: „Immer mehr nähern sich die Dinge einem Zustand wachsender Ratlosigkeit und allgemeiner Bedrohung, von dem der Herr der Geschichte uns nur bewahren wird, wenn wir uns wieder auf ihn besinnen.“ Der Bischof von *Regensburg* sieht die Lage nicht weniger sorgenvoll. Er weist darauf hin, daß die Folgen des zweiten Weltkrieges erst jetzt zu übersehen sind und daß das Bild, das eine solche Übersicht gibt, erschreckend ist. Nicht nur, daß in der großen Welt 500 Millionen unter die Herrschaft des Kommunismus geraten sind, daß ein erbitterter stiller Krieg zwischen den Mächten im Gange ist und gleichzeitig ein Vernichtungskrieg gegen die Kirche Christi — auch im Vaterland sieht er die Not gestiegen, sieht er Teuerung, Arbeitslosigkeit, Elend und Hoffnungslosigkeit weiter Schichten des Volkes, sieht er vor allem eine wachsende seelische Not, die mit dem Wachsen der Glaubenslosigkeit immer weiter steigen wird.

Und wenn man den Katalog der Nöte zusammenstellt, von denen in den Hirtenbriefen die Rede ist, der materiellen sowohl wie der seelischen und geistigen, so erhält das scheinbar befriedigende Bild von der Besserung unserer Lebensverhältnisse einen sehr düsteren Hintergrund. Die Bischöfe wissen ebenfalls und haben den Mut es auszusprechen, daß wir — weit davon entfernt, mit den wirklichen Problemen, Schwierigkeiten und Nöten unseres Lebens fertig geworden zu sein — vielmehr erst jetzt mit ihnen ins Handgemenge kommen und daß die Anstrengung aller menschlichen und die betende und büßende Inanspruchnahme aller helfenden Kräfte Gottes nötig ist, unser geschichtliches Dasein vor dem Untergang zu retten.

Entspricht unsere Lebensführung unserer wirklichen Lage?

So sind die Fastenhirtenbriefe auch ein Ruf zur Erkenntnis unserer wirklichen Lage, eine Warnung vor der Flucht in einen scheinbar wieder leicht gewordenen Lebensgenuß, bei der die Zukunft vertan wird. Es kann nicht ernst genommen werden, daß alle Hirtenbriefe, fast ohne Ausnahme, ein Wort zu diesem Thema sagen, denn der Luxus und die Aufwendigkeit der Lebensführung, die Genuß- und Vergnügungssucht, die Hemmungslosigkeit der Triebbefriedigung, die das öffentliche Leben weitgehend prägen und beherrschen, können bei dem Umfang, den sie angenommen haben, kaum mehr als eine einfache und verständliche Reaktion auf die langen Zeiten der Entbehrung und Reglementierung angesehen werden, sondern sind gefährliche und bedenkliche Zeichen eines Versagens der sittlichen Kraft, aus den Voraussetzungen eines arm gewordenen Volkes ein würdiges Dasein aufzubauen. Und sie bewirken in verhängnisvoller Wechselwirkung eine weitere Schwächung dieser sittlichen Kraft, die unser wertvollstes Kapital für einen Neuaufbau ist. Der grobe Materialismus, der sich hier ausspricht, ist der unerbittliche Feind aller seelischen und geistigen Gesundheit und auch der unerbittliche Feind aller Grundlagen, auf denen die seelische und geistige Gesundheit beruht: der Ehe, der Familie, der Erziehung, eines reinen und frohen Jugendlebens, einer geordneten Haushaltsführung und einer vernünftigen und unabhängigen öffentlichen Meinung über diese Dinge. Wer die in einzelnen Hirtenbriefen angeführten Tatsachen und die harten Worte der obersten Hirten über diese Erscheinungen liest, wird sich kaum mehr durch das billige Schlagwort von den unvermeidlichen Nachkriegerserscheinungen trösten lassen.

Denn die Wurzel dieser Nachkriegerscheinung liegt in dem Verlust an geistiger Substanz, an wirklichen Worten und an Glaubensfähigkeit, sie liegt also sehr tief und kann nur in dieser Tiefe geheilt werden. Darauf weist vor allem der Bischof von *Würzburg* hin: „Es ist auch wenig oder nichts damit getan, daß man den Menschen, und zumal den jungen Menschen von heute, große Vorhaltungen macht; denn hinter all dem zügellosen Wesen verbirgt sich im Grunde eine erschütternde Not: die Not der Ratlosigkeit und Hilflosigkeit... Man hat verantwortungslosen Mißbrauch getrieben mit der Glaubensbereitschaft und Opferkraft der Menschen; und so ist das Vertrauen zusammengebrochen. Der heutige Mensch... lebt dahin ohne Glaube, ohne Hoffnung, ohne Liebe, begierig, alles zu genießen, was dieses armselige Leben noch halbwegs lebenswert erscheinen läßt und was ihn für den Augenblick hinwegtäuscht über die Trostlosigkeit und Sinnlosigkeit des Daseins.“

Wichtig dabei ist aber, zu erkennen, daß nicht erst in den groben und mit Händen zu greifenden Formen dieser Lebensgier die Bedrohung steckt, sondern daß das sittliche Versagen schon in der heute fast normal gewordenen Aufwendigkeit der Lebensführung und des Lebensstiles der großen Masse aller Verdienenden und zumal der führenden sozialen Schicht unseres Volkes sichtbar ist. Dazu sagt der Erzbischof von *Paderborn* ein ernstes Wort: „Die hohen Ansprüche, die von manchen Kreisen an das Leben gestellt werden, und die kostspielige Lebensführung entsprechen in keiner Weise der Situation eines Volkes, das einen solchen Krieg verloren hat und soviel Elend in seiner Mitte birgt. Jeder prüfe sich und sein Verhalten. Eine

einfache Lebensführung ist heute eine Forderung der Gerechtigkeit, ein soziales Gebot.“

„Das Gericht fängt beim Hause Gottes an“

Die Schwierigkeit, die manche Prediger so lebhaft empfinden, daß sie nämlich ihre Worte an die Frommen richten, die gutwillig in ihre Predigt kommen, und daß sie die nicht erreichen, die es eigentlich viel nötiger hätten, ist auch den Bischöfen nicht entgangen. Der Bischof von *Trier* spricht sie im Beginn seines Hirtenbriefes aus, aber er ist durchaus nicht der Ansicht, daß die Christgläubigen, die gutwillig kommen, ihn anzuhören, es nicht sehr nötig hätten, daß bei ihnen alles in Ordnung sei. Er zitiert Bernanos: „Die Welt hat viele Gottlose, das ist schlimm. Und die Welt hat mehr schlechte Christen“. Und er findet, daß das noch schlimmer ist. Und der Bischof von *Würzburg* stellt ebenfalls an den Anfang seiner Betrachtungen das Schriftwort: „Die Zeit ist da, daß das Gericht beim Hause Gottes anfängt“ (1 Petr. 4, 17). So stellen die Hirtenbriefe an das christliche Volk die Gewissensfrage, ob die meisten von ihnen wirklich mit Überzeugung von sich sagen können, daß sie aus dem Geiste Christi leben. Diese Frage hat zwei Seiten, sie meint einmal, ob die meisten Christen wirklich innerlich gottverbunden sind, ein geistliches Leben haben, wirklich die Gnadenschätze der Kirche ausschöpfen, beten, die Sakramente empfangen, am Leben der Kirche teilnehmen. Dazu haben die Bischöfe natürlich viel zu sagen an Ermahnungen, Ratschlägen, Darlegungen des ganzen Reichtums und der ganzen Fülle, die den Gläubigen angeboten ist. Sie geben sich keiner Illusion darüber hin, daß es vielfach schon die allereinfachsten Voraussetzungen des Glaubenswissens sind, die bei ihren Gläubigen, namentlich bei der heranwachsenden Jugend, fehlen, daß dieses Glaubenswissen vielfach in einem kindlichen, unentwickelten Stadium steckengeblieben ist und sich nicht vertieft und entwickelt hat. „Der Glaube ist uns wie ein Kinderhemd geworden, das uns überall zu eng ist und zwickt und das wir am liebsten ausziehen und wegwerfen möchten“, heißt es beim Bischof von *Eichstätt*, und auch der Bischof von *Fulda* weist seine Mitbrüder ausdrücklich auf die Bedeutung der ständigen Glaubensunterweisung hin.

Die andere Seite der Frage aber meint, ob der im Leben mit der Kirche geformte Christ, ob das durch Glaubenswissen und Frömmigkeitsübung informierte Gewissen wirklich sich auch im täglichen privaten und öffentlichen Leben bewähre; ob das christliche Wissen und Gewissen wirklich bei den Entscheidungen der Christen im politischen, wirtschaftlichen, geschäftlichen Leben die Führung hat und Richtschnur ihres Handelns ist. Dazu hat der Bischof von *Speyer* einige gewichtige Worte zu sagen, und er legt den Finger auf einige wunde Stellen des öffentlichen Lebens. Er sagt, daß auch Fragen der Löhne, der Preise, der Gewinnspannen, daß die Frage der Arbeitslosigkeit, des Wohnungsbaus, der Aufnahme der Heimatvertriebenen (die ja in der französischen Zone, in der seine Diözese liegt, jetzt akut wird) nach dem Gewissen und nicht nur nach Regeln der geschäftlichen Usus und den innerwirtschaftlichen Spielregeln entschieden werden müssen. Ebenso nachdrücklich weist der Bischof von *Münster* auf die absolute Geltung des Sittengesetzes im Wirtschaftsleben hin. Kein noch so großer Nachteil, so sagt er, kann zu seiner Übertretung berechtigen.

All diese Betrachtungen sind von dem Bewußtsein getragen, daß der Zustand der Welt heute weniger denn je erlaubt, daß die Christen mittelmäßig und lau sind, weil einer Welt, deren Ohr durch den Lärm der Lüge und der Propaganda für das Ohr der Wahrheit taub und unempänglich geworden ist, die Wahrheit nur noch vorgelebt werden kann. Dieses zeugnishaftes Leben ist aber auch für die meisten Christen schwerer denn je, denn auch sie sind nicht frei von der großen Krankheit der Zeit, die eben in einer Spaltung zwischen Glauben und Wissen auf der einen und dem praktischen täglichen Leben auf der andern Seite besteht. Auch sie gehorchen, selbst wenn häufig ihr Glauben und ihr religiöses Leben noch intakt sind, im „praktischen Leben“ den Antrieben der Massenpsychologie, den Spielregeln der Sachbereiche, den von ihrer Reflexion und in ihrem Bewußtsein nie kritisch geprüften Gesetzen des Zeitstiles. Das Gericht muß also wirklich beim Hause Gottes anfangen.

Sonntagsheiligung

Es ist tatsächlich so, daß schon ganz elementare Dinge des christlichen Lebens ein Maß an Selbständigkeit und Charakterstärke erfordern, das bei vielen Christen nicht einfach mehr vorausgesetzt werden kann. Ein solches Element ist die Heiligung des Sonntags und der Feiertage, deren Gestaltung dem modernen Menschen ja weitgehend von einer entgegenkommenden Vergnügungsindustrie und vom Rundfunk abgenommen worden ist und deren Sinn als „Tage des Herrn“ vielfach überhaupt nicht mehr gegenwärtig ist. Und doch ist dieser aus dem Arbeitsleben des Menschen ausgesparte und dem Gotteslob und der Freude der Kinder Gottes vorbehaltene Tag als Zeichen der Gottesherrschaft über unser Leben und als Zeichen unserer Erlösung und Herausgehobenheit aus dem irdischen Zusammenhang der Welt für die Bildung eines christlichen Bewußtseins grundlegend. Man hat heute, vor allem auch aus der liturgischen Bewegung heraus, ziemlich allgemein begriffen, was der Verfall des Sonntags bedeutet und wie wichtig er ist. So ist es kein Zufall, daß viele Hirtenbriefe der Sonntagsheiligung erheblichen Raum widmen und daß der Kardinal von *München* und der Bischof von *Aachen* in ihren Hirtenbriefen allein dieses Thema behandeln. Auch der Hirtenbrief des Bischofs von *Mainz*, dessen Gedankenreichtum hier nicht einmal angedeutet werden kann, hat von seinem Thema der heiligen Messe her natürlich viel zur Frage des Sonntags beizutragen.

Abendmessen

Aber der Bischof von *Mainz* weist gleichzeitig darauf hin, daß der Besuch der Sonntagsmesse (der natürlich nur ein Teil der gemeinten Sonntagsheiligung ist), von der Kirche nur als eine Mindestverbindlichkeit der Christen angesehen werden kann. Vielmehr ist nach seiner Meinung erst „die Werktagmesse der Gradmesser unseres Christentums, unseres Verständnisses für Christus, unseres Eingehens in Seine Absichten, Seine Opfermeinung“. Und in diesem Zusammenhang kommt er auch auf die Abendmesse zu sprechen und sagt dazu: „Da der immer unerbittlicher werdende Arbeitsprozeß die Morgenstunden oft rücksichtslos beansprucht, haben wir mit Erlaubnis des Heiligen Vaters die Möglichkeit einer Abendmesse an manchen Tagen genutzt, um dem arbeitenden Volke den Anschluß an das heilige Opfer zu ermöglichen. Ich freue mich

des Eifers, der da oft sichtbar wird, und möchte ihn anspornen, namentlich bei der Jugend. Diese heilige Feier wird aller Voraussicht nach auch in die volle Friedenszeit hinübergerettet werden. Dann zeigt eure Dankbarkeit und drängt euch zum Opferaltare des Herrn“.

Die gewöhnliche Buße des Christen ist der Alltag

Die Einrichtung der Abendmesse ist eine Tat der liebevollen Rücksicht der Kirche auf die Lebensbedingungen der Masse ihrer Kinder. Auch die fast vollständige Aufhebung der Fasten- und Abstinenzgebote während der Kriegs- und Hungerjahre war eine solche Tat liebevoller Rücksicht. Nun beginnt sie langsam wieder die Zügel etwas fester anzuziehen. Zwar ist die vierzigtägige Fastenzeit und das Fasten an den Quatembertagen noch nicht wieder zur Pflicht gemacht; nur der Aschermittwoch, der Karfreitag, der Vigiltag vor Mariä Himmelfahrt und der Vigiltag vor Weihnachten bis 12 Uhr mittags sind wieder gebotene Fast- und Abstinenztage. Auch alle Freitage sind wieder verpflichtende Abstinenztage. Es ist jedoch der Wunsch des Heiligen Vaters, daß diese sehr milde Fastenordnung von den Gläubigen durch freiwillige Werke der Abtötung, als die besonders die Enthaltung von Alkohol und Tabak während der Fastenzeit empfohlen wird, sowie durch besondere Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe ergänzt wird. Sicherlich sind diese Werke nicht mehr als ein schwacher Ausdruck der Bußgesinnung, die die Fastenzeit und das Heilige Jahr fordern. Wie aber soll sich diese Bußgesinnung sonst äußern, wie kann der gehetzte, überlastete moderne Mensch sie sonst äußern? Hier hat der Kardinal von *Köln*, wie schon öfter, ein die Gewissen klärendes und lösendes Wort gefunden. Er sagt: „Die gewöhnliche Buße des Christen ist die tägliche treue Erfüllung der Berufspflichten mit all ihren Unannehmlichkeiten, Enttäuschungen, Plakereien, die die Tretmühle des Alltags mit sich bringt. Die gewöhnliche Buße des Christen ist seine Geduld mit den Ecken, den Unaufmerksamkeiten, den Lieblosigkeiten seiner Umgebung und mit dem eigenen immer wiederkehrenden Versagen. Die gewöhnliche Buße des Christen ist das stille Ertragen aller kleinen Leiden, die das Leben mit sich bringt, wie körperliche Unpäßlichkeit, Krankheit, Mißstimmung, Mißerfolg, innere Trockenheit. Eine wahrhaft schwere und doch pflichtmäßige Buße ist für den Christen von heute das geduldige, gottergebene Hinnehmen der großen Heimsuchungen und Prüfungen, die in den letzten Jahren über so viele von uns gekommen sind. Wer das alles trägt und tut in der guten Meinung, dadurch Sühne zu leisten für seine täglichen Sünden und Fehler, seine Unterwerfung unter Gottes heiligen Willen zum Ausdruck zu bringen, Gottes Ehre nach seinem bescheidenen Maße zu mehren, der ist auf dem Wege, ein vollkommener Christ zu werden.“

Nicht nur fromm sein und dabei über die schlechten Zeiten klagen

Die innere Erneuerung des Menschen in Christus, die ihn fähig macht, sein Apostolat des zeugnishaften Lebens und Handelns aus dem Geiste Christi und nach den Entscheidungen seines an Seiner und der Kirche Lehren informierten Gewissens im privaten und öffentlichen Leben zu erfüllen, ist die eine Seite des großen Themas der Fastenzeit und des Heiligen Jahres. Es ist die Aufgabe der Reform

der Sitten. Neben ihr steht die Aufgabe der Reform der Institutionen, des aktiven Handelns zur Gestaltung der Ordnungen der Welt aus christlichem Geiste zur Ermöglichung eines menschen- und christenwürdigen Daseins, — das Handeln im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich. Vor allem die Neuordnung im sozialen Bereich ist das große Thema der deutschen Katholiken in den vergangenen Jahren gewesen, es klingt auch in den Hirtenbriefen der Bischöfe immer wieder auf.

Der Bischof von *Passau* weist in diesem Heiligen Jahre sehr passend darauf hin, wie schon im Alten Bunde bestimmte Zeiten für einen wirtschaftlichen Ausgleich im sozialen Bereich vorgesehen waren. Die Neuordnung des Besitzes ist auch heute das Kernproblem der sozialen Neuordnung. „Es wäre eine ganz unchristliche Auffassung, sich gegen jede Schmälerung des eigenen Besitzes zu sträuben und zuzusehen, wie die anderen in äußerster Not verkommen und zu Grunde gehen.“ Und er fügt die höchst beherzigenswerte Mahnung hinzu: „Diese unchristliche und unsoziale Einstellung kann auch nicht gerechtfertigt werden durch einzelne Fälle, wo die Empfänger öffentlicher Beihilfen durch sinnlose Verwendung dieser Gelder großes Argernis geben, wie unsere Liebe deswegen nicht versagen darf, weil man zuweilen beobachten kann, daß Almosenempfänger hingehen und die Gabe in Zigaretten u. ä. anlegen“.

Der Hirtenbrief des Bischofs von *Münster* (aus dem die Überschrift dieses Abschnittes stammt) ist ganz der Darlegung der sozialen Probleme unserer Zeit und der kirchlichen sozialen Lehre gewidmet. Es ist freilich unmöglich, ihn hier auch nur annähernd auszuschöpfen. Auch er betont, daß die Kirche die bestehende Eigentumsverteilung nicht billige und eine neue Verteilung notwendig sei — wozu freilich keinesfalls die Sozialisierung die geeignete Form sei. Er richtet ein Wort an die Bauern und warnt sie vor dem Geiste des Materialismus; er fordert im bäuerlichen Bereich die Lösung des Heuerlings-, des Landarbeiter- und Pächterproblems. Die Handwerker und Kaufleute warnt er vor dem Ungeiste des zügellosen Gewinnstrebens.

Das Mitbestimmungsrecht

Am wichtigsten dürften wohl die Abschnitte des Hirtenbriefes sein, in denen der Referent der Fuldaer Bischofskonferenz für soziale Fragen sich mit dem durch den Bochumer Katholikentag aufgeworfenen Komplex der Verantwortung des Arbeiters für die Gestaltung der Wirtschaft beschäftigt. „Die praktische Anerkennung des Arbeiters als wirklichen Partners, als eines verantwortlichen Mitarbeiters am selben Werk“ ist hier das Entscheidende, sie ist wichtiger selbst als die Lohnfrage. Daraus folgt die Anerkennung der Notwendigkeit des Mitbestimmungsrechtes, die folgendermaßen formuliert wird: „Es besteht nicht nur kein Bedenken, sondern alles spricht bei dem heutigen Stande der gesellschaftlichen Wirtschaft dafür, im überbetrieblichen Raum der Arbeiterschaft das Mitbestimmungsrecht zuzuerkennen. Und es wäre nur zu wünschen, daß möglichst bald diese Mitverantwortung in einem öffentlich-rechtlichen Wirtschaftsstatut auf berufsständischer Grundlage umrissen und verankert würde.“

Entsprechend würde die Mitverantwortung und Mitbestimmung auf betrieblicher Grundlage zu regeln sein, nur daß in letzterem Falle nicht das öffentliche Recht zu-

ständig ist, sondern daß es sich hier um Regelungen privatrechtlichen Charakters handelt. Aber der Grundsatz bleibt der gleiche. Bei dem heutigen Stand der gesellschaftlichen Wirtschaft ist es höchst angemessen, daß dem Arbeiter bei wachsender Mitverantwortung auch ein angemessener Anteil am Sozialprodukt und ein entsprechender Einfluß auf den Betrieb eingeräumt werde. Freilich müssen die Erledigung der laufenden Geschäfte und die endgültige Entscheidung der wirtschaftlichen Fragen in der Hand des Unternehmers bleiben, wobei jedoch zu beachten ist, daß in den Aufsichtsräten der Kapitalgesellschaften auch sach- und fachkundige Arbeitnehmer vertreten sein sollten. Bei anders gearteten Betrieben werden Mitverantwortung, Mitwirkung und Mitbestimmung der Arbeitnehmer in anderer den jeweiligen Verhältnissen angepaßter Weise gesichert werden müssen.“

„Romwallfahrt in der Heimat für den Wohnungsbau“

Noch ein anderes in Bochum (neben der Not der Heimatvertriebenen) als Schlüsselproblem für die Gesundung der Volksordnung herausgestelltes Problem kehrt in den Hirtenbriefen immer wieder: das Problem des Wohnungsbaus. So sicher es ist, daß der Wohnungsbau auch in der Wirtschaft eine Schlüsselstellung einnimmt, so sehr zeigt sich auch, daß ein reines, sich an der Rentabilität orientierendes Wirtschaftsdenken unfähig ist, die Aufgabe zu lösen. Es müssen andere Kräfte zur Hilfe aufgerufen werden, die ihren Lohn nicht in der Rentabilität, sondern in der Wiedergesundung des durch die Wohnungsnot aufs schwerste beeinträchtigten Lebens des Volkes sehen. Schon seit langem ist der deutsche Katholizismus um die Mobilisierung solcher Kräfte der Hilfe und der Selbsthilfe bemüht, und auch dieses Jahr wiederholen die Bischöfe ihre dringenden Aufrufe und Mahnungen. Es kann nicht verschwiegen werden, daß sie dabei auch von bitteren Enttäuschungen sprechen müssen. Der Bischof von *Passau* beklagt sich darüber, mit wie lächerlichen Summen die Sammler abgefunden werden, Beträgen, die „sich wie Hohn und Spott ausnehmen angesichts der Summen, die (die Leute) für irdische Vergnügungen und unsaubere Lustbarkeiten förmlich hinauswerfen“. Und der Bischof von *Eichstätt* muß ähnliche Vergleiche anstellen. „Wenn ein Jungmann es für selbstverständlich findet, jeden Samstag und Sonntag zehn Mark für sich und sein Vergnügen zu verbrauchen, . . . so ist das, was er für die Brüder übrig hat, zu wenig. Und wenn ich alle Sammlungen zusammenrechne . . ., so komme ich immer noch nicht an die Summe oder auch nur an die Hälfte der Summe heran, die z. B. das Schweizer Volk in der Not der Jahre 1946/47 für Deutschland gespendet hat. 250 Millionen Mark auf den Kopf des Viermillionenvolkes umgerechnet ergibt, daß jeder Schweizer, die Kinder mit eingerechnet, 60 Mark für Deutschland allein, für ein fremdes Volk gegeben hat. . . .“

Einen sehr schönen Gedanken eines Spenders aus seinem Bistum, der statt einer Romwallfahrt eine Spende für den Wohnungsbau machte, greift der Erzbischof von *Freiburg* auf: „Romwallfahrt in der Heimat für den Wohnungsbau“. — „Denn wo ist letztlich Rom? Doch überall dort, wo die ewige Lampe glüht, überall dort, wo ein Priester segnet, ja überall dort, wo ein liebeglühendes Herz versucht, im Namen Jesu des Nächsten Not zu lindern!“

Die Priestergemeinschaft von Niederalteich

Bei einem Priestergemeinschaftstag in der Abtei Niederalteich (Diözese Passau) am 1. 2. 1950 berichtete der Fundamentaltheologe Prof. Dr. Rudolf Graber, Eichstätt, über die in Frankreich seit Jahren eingeführten „Moi sacerdotal“. Immer stärker wird der Ruf nach einer „Seelsorge für die Priester“, nach einer „Priesterbewegung“, die die doppelte Möglichkeit einer planmäßigen theologischen Weiterbildung und gleichzeitig einer asketisch-geistigen Vertiefung schafft. In Frankreich haben sich seit einer Reihe von Jahren die „Priestermonate“ eingebürgert.

Gewöhnlich während der Sommerferien sammeln sich Priester aus verschiedenen Diözesen und Orden für mehrere Wochen in bestimmten Häusern. Es kommen entweder Priester und Ordensleute unterschiedslos oder bestimmte Gruppen von Priestern zusammen, z. B. die Leiter und Professoren von Knaben- und Priesterseminarien oder die Landseelsorger. Die erste Woche ist geistlichen Übungen gewidmet. Die folgenden 2 oder 3 Wochen gelten der theologischen Weiterbildung. In brüderlicher Gemeinschaft sind die Teilnehmer, angefangen vom ländlichen Vikar bis zum Generalvikar oder zum Bischof selber, während der Wochen verbunden. Die Tagesordnung wird durch das gemeinsam gebetete Brevier bestimmt. Vor der heiligen Messe wird die Prim gebetet, am Vormittag Terz, vor Tisch Sext und Non, am Nachmittag die Vesper. Der Tag endet mit der feierlich gesungenen Komplet. Die in den Vorträgen aufgezeigten Gedanken und Probleme werden in gemeinsamer Aussprache und persönlichen Gesprächen weiter erörtert und vertieft.

Ein Sammelthema für die theologische Weiterbildung lautete z. B.: „Der Priester angesichts der modernen Welt.“ Die Vorträge und Aussprachen behandelten den gegenwärtigen Stand der Philosophie, Strömungen in der Literatur, Biologie usw., die moderne Familie, Kommunismus und Kapitalismus. Es wurde das Apostolat des Arbeiterpriesters behandelt und über die ökumenische Bewegung berichtet.

Beim Priestermonat der Landseelsorger wurde gezeigt, wie der Landgeistliche sich zu verhalten habe gegenüber den modernen wissenschaftlichen Entwicklungen, gegenüber dem scheinbaren Scheitern der Kirche, gegenüber verschiedenen Kritiken, die an der Kirche geübt werden, gegenüber modernen Unabhängigkeitsbestrebungen, gegenüber der Teilnahme der Laien am kirchlichen Apostolat.

Von Leitern an Priester- und Knabenseminarien wurden die Fragen der Berufung zum Priestertum und dann das Thema „Humanismus und Priestertum“ behandelt. Eine besondere Rolle bildet immer wieder das Thema Kirche: die Kirche als mystischer Leib Christi.

In Paris ist eine Zentrale für die Förderung des Priesterlebens in diesem Sinn im Entstehen. Man sucht Wege, um diese Priestermonate möglichst vielen Priestern zugänglich zu machen, etwa dadurch, daß die neugeweihten Priester nicht sofort an einen bestimmten Seelsorgsposten kommen, sondern zunächst als Vertreter für Priester eingesetzt werden, die in dieser Zeit an einem Priestermonat teilnehmen. Man erwägt auch den Gedanken einer Art Seminarjahr nach einer Reihe von Priesterjahren. Es wäre gewiß ein schönes Fernziel, wenn auch für den Weltpriester nach einer Zeit der praktischen Seelsorge eine Art „Terziat“ möglich wäre, wie es die Gesellschaft Jesu für ihre Priester hat. An der Dringlichkeit der Aufgabe, in

dieser oder ähnlicher Weise planmäßig das innere Leben und zugleich die theologisch-pastorelle Weiterbildung der Priester zu fördern, kann kein Zweifel sein.

Mit Freude und Dankbarkeit konnten die Teilnehmer an der Tagung feststellen, daß die „Niederalteicher Priestergemeinschaft“ in ihrer Weise nun schon seit 12 Jahren dem gleichen großen Ziele dient. Aus Besprechungen der Dekanatsjugendseelsorger mit dem damaligen Diözesanjugendseelsorger Dr. Gantenberg (jetzt an der Zentrale in Haus Altenberg) entwickelten sich für den Klerus der Diözese Passau Priestergemeinschaftstage, die alle 2 bis 3 Monate in der Abtei Niederalteich stattfinden und die aus dem Leben der Priesterschaft der Diözese Passau nicht mehr weggedacht werden können. Die Tage wurden bis in die letzte Kriegszeit durchgeführt. Allmählich gestaltete sich eine feste Form: Terz, Gemeinschaftsmesse, gemeinsames Frühstück, Lied, Schriftlesung, Referat, Aussprache, gemeinsamer Mittagstisch, Fortsetzung der Aussprache mit praktischen Besprechungen, vor allem über Fragen der Jugendseelsorge.

An andern Tagen wurde über Landjugendseelsorge, über Fragen der kirchlichen Kunst (von einem Architekten) und über den neuen Katechismus gesprochen.

Die Abtei durfte den Tagungen nicht nur den äußeren Rahmen, sondern auch die Atmosphäre echter Brüderlichkeit und geistiger Beheimatung vermitteln. Die Zahl der Teilnehmer bei den letzten Tagungen war ca. 50. Auf der ersten Nachkriegstagung wurden Heimkehrerwochen angeregt, die dann im Herbst 1945 zweimal für die heimkehrten Priester gehalten wurden und die eine Art verkürzten „Priestermonats“ darstellten. Ein Tag war der priesterlichen Ascese geweiht, von den übrigen Tagen galt jeder einer besonderen theologischen Disziplin: Dogmatik, Pastoral und Moral. Während der Tage waren die Priester in Gebet, Feier der heiligen Messe und brüderlicher Gemeinschaft ähnlich verbunden, wie es an den Priestergemeinschaftstagen der Fall ist. Sobald die äußeren Verhältnisse es gestatten, soll der Gedanke dieser Priesterwochen in Verbindung mit Priesterexerzitien wieder aufgegriffen werden. Von allgemeiner Bedeutung dürfte der bei der Aussprache geäußerte Hinweis sein, daß die Priesterexerzitien teilweise zu wenig lebensnah seien und zu wenig auf den priesterlichen Alltag eingingen.

Um einen religiösen Film

Zum ersten Male nach dem Kriege hat sich nun auch in Deutschland — nach der amerikanischen „Bernadette“ und dem französischen „Monsieur Vincent“ — ein Film in das schwierige Gebiet des Religiösen vorgewagt: „Die Nachtwache“. (Die verfilmte „Matthäus-Passion“ ist noch nicht sehr häufig gezeigt worden und steht noch nicht zur allgemeinen Diskussion.) Der Regisseur Dr. Harald Braun, der unter Mitwirkung von Paul Alverdes auch Manuskript und Dialog bearbeitet hat, entstammt einem protestantischen Pfarrhaus, und der Film ist denn auch, äußerlich wie innerlich, beheimatet im Denk- und Gefühlsbereich evangelischen Lebens; er spielt in einem von Diakonissen geleiteten Krankenhaus, und seine Hauptperson ist ein evangelischer Pfarrer (Darsteller: Hans Nielsen). Zugleich versucht er aber in der Person eines Kaplans (Dieter Borsche) und in wenigen, angedeuteten Szenen katholisch-kirchlichen Lebens den Bereich des Katholischen daneben sichtbar zu machen. Zwischen den beiden Geistlichen vollzieht sich eine menschlich überaus sympathische und gedämpfte,

theologisch freilich nicht allzu tief reichende „Una-Sancta“-Begegnung.

Das alles sind neue Töne, und angesichts des Vielen, womit sich der Film sonst beschäftigt, erscheint das zunächst einmal als eine erfreuliche Abwechslung, und man spürt durchaus, daß dies nicht ohne einen gewissen Mut und ohne „Charakter“ unternommen worden ist. Der Film ist denn auch weithin sehr positiv aufgenommen worden, allerdings hat er auch ebensoviel Ablehnung erfahren. Und zwar interessanterweise nicht nur von profaner Seite, von der her er vielfach als „traktätchenhaft“, als „predigend“, bestenfalls als „in gutem Glauben“ unternommen bezeichnet, hingegen als keineswegs überzeugend empfunden wurde, sondern ebenso von christlicher, insbesondere von katholischer Seite. Zwar gibt es Taufe und Gottesdienst in dem Film; zwar wird ein durchaus „frommer“ Mensch, eben der evangelische Pfarrer, gezeigt, der, als er durch einen Unglücksfall sein Töchterchen verliert, in Anfechtung gerät, sie jedoch besteht, weil er auf ihrem Höhepunkt einen Verzweifelten — am Tode des Kindes Schuldigen — vor dem Selbstmord bewahren muß und sich so, von seinem Amt her, wieder auffangen kann. Dies alles aber bleibt sehr eingewickelt in eine spezifisch evangelische Gemütsreligiosität, es vollzieht sich auf der Ebene subjektiven Erlebens, die ein Außenstehender, je nach seinem guten Willen, mehr oder minder ernst nehmen wird, die er als eine Tatsächlichkeit neben anderen psychologischen Tatsächlichkeiten zur Kenntnis nehmen kann: umzuwerfen, zu „bekehren“ braucht es den Außenstehenden nicht. So bleibt denn auch die Wirkung dieser Vorgänge innerhalb des Films selber, nämlich vor allem auf die junge Ärztin (Luise Ullrich), in der die Welt der „Ungläubigen“ zusammengefaßt erscheint, durchaus in der Schwebe (womit der Film übrigens sehr konsequent und „wahrhaftig“ bleibt). Sie, die selber ein Kind verloren hat und mit dem Problem des anscheinend sinnlosen Leidens ringt, der Gott hinter dieser Wand unfassbar bleibt, kommt dem Verständnis dessen, was in dem Pfarrer vor sich geht, nur nahe, weil sie ihn liebt, weil sie menschlich an ihm beteiligt ist — nicht aber vom Zentrum her. Und das liegt keineswegs nur an ihr. Weder sie noch der verzweifelte Geliebte, der in die Auseinandersetzung mit dem Kaplan gerät, gelangt an die Stelle, wo sich ihnen der objektive Zugang zum Verständnis des „Leidens“ vielleicht öffnen könnte: keiner von beiden gelangt in die Lage, das Problem der „Schuld“ im Zusammenhang mit der „Sünde“ zu sehen und das des Leidens im Zusammenhang mit dem Kreuz; keiner von beiden gerät selber unter das Kreuz, d. h. keiner von beiden weiß, daß er im Grunde längst unter das Kreuz geraten ist, daß er es aber ergreifen müßte, um mit ihm in die Freiheit zu gelangen. Es bleibt ihnen verhüllt: der Schauspieler Gorgas kann es übersehen und überhören — und mit ihm sicherlich unzählige der Filmzuschauer —, daß der Kaplan für ihn vor den Altar beten geht, nachdem er ihm bestätigt hat, daß er ihm „sonst“ nicht viel helfen könne; und so kann es für die Ärztin wohl bewegend, aber nicht „anstoßend“ wirken, wenn sie den Pfarrer dasselbe geistliche Abendlied spielen hört, das ihm und seinem toten Kinde das gemeinsame Abendgebet bedeutete.

Sollte man sich aber nicht mit solcher „Verhüllung“ begnügen können und nicht gleich von einem Film „alles“ verlangen? Es ist nun einmal hier ein Stück Wirklichkeit geschildert worden, in das die des Religiösen hineingehört; die Vielen, die nicht müde werden, sich an den ba-

nalsten Variationen des Themas „Liebe“ zu ergötzen, könnten es vielleicht doch einfach hinnehmen, daß man auch von dieser Wirklichkeit her leben kann; diejenigen aber, die bereits um sie wissen, und die evangelischen Christen insbesondere, werden sich von der zurückhaltenden Schilderung ihrer seelischen Heimat dankbar angeührt und gestärkt fühlen. Ob aber irgend jemand dem Fordernden des Christlichen in diesem Film begegnet, muß bezweifelt werden. Dazu ist er nirgendwo entschieden genug, dazu läßt er die „ärgerniserregenden“ Kernpunkte des Christlichen zu sehr eingehüllt bleiben ins Gefühl; dazu bleibt uns vor allem der Dialog jede theologische Vertiefung, jeden Vorstoß zu geistigen Entscheidungen schuldig.

Es fragt sich, inwieweit der Film solche Forderungen überhaupt erfüllen kann. Er hat immer mit einer großen Masse des Durchschnittspublikums zu rechnen, das allenfalls noch „erbaut“, das aber nicht von Predigten überschüttet werden will. Immerhin wäre es denkbar, daß selbst ein Film, wenn er sich schon auf dieses Gebiet wagt, noch etwas mehr leisten könnte. Der Ansatz müßte wohl hauptsächlich im Dialog gesucht werden. Und dessen Rang wird wohl auch nicht so sehr davon abhängen, wie viel oder wie wenig an theologischen Wahrheiten direkt ausgesprochen wird, sondern davon, auf welcher geistigen Gesamtebene er sich überhaupt bewegt. Der ausgezeichnete Dialog des „Monsieur Vincent“ z. B. stammte aus der Feder von Anouilh, der ganz gewiß kein Theologe, aber dafür ein Dichter von Rang ist. Die Einheit und Größe der dichterischen Konzeption, aus der sich alles Geschehen notwendig und überzeugend entfaltet, dürfte, wie für jedes Kunstwerk, so auch für den Rang eines Films maßgeblicher sein als alles, was man an Bemühung zusammenträgt, um einen guten Film zu „machen“.

„Die Nachtwache“ ist ein sehr „bemühter“ Film, mit vielen sehr guten Absichten. Er ist aber — wahrscheinlich gerade darum — kein einheitlich aus einer Wurzel erwachsenes Kunstwerk, er ist auch kein objektives Dokument von der Wahrheit und Wirklichkeit des Christlichen.

Über die Grundlage einer christlichen Erziehung

Am 26. Februar fand in München eine Feier des Geburtstages des bayrischen Kultusministers Dr. Hundhammer statt, bei der der bekannte Münchener Chirurg Professor Max Lebsche eine programmatische Rede über die Grundlagen der christlichen Erziehung hielt. Er ist als einer der hervortretendsten katholischen Laien Münchens zu einer solchen Stellungnahme besonders berufen.

Worum es bei der Erneuerung eines Volkes geht, das ist die Heranbildung vorbildhafter Persönlichkeiten. Gewiß ist viel dazu nötig, daß eine solche Persönlichkeit zustandekommt; sie „bedarf einer Fülle von Gnaden, eines beharrlichen Mitwirkens, eines Wucherns mit geschenkten und erworbenen Talenten“. Aber ein ganz wesentlicher Punkt dabei ist auch die Erziehung, und jedermann weiß, welches Glück für ein Kind fromme Eltern sind.

Was heute in der Erziehung vor allem erneuert werden muß, ist für Professor Lebsche die Erziehung zur Wahrheit einerseits und die Anleitung zur Selbsterziehung andererseits. Für alle, die die letzten Jahrzehnte miterlebt haben, ist es offenkundig, wie furchtbar das menschliche Zusammenleben darunter leidet, wenn der Sinn für Wahrheit und Wahrhaftigkeit verloren gegangen ist. Der ein-

zig tragende Grund für eine Rückkehr zur Wahrhaftigkeit liegt in einer christlichen Erneuerung.

Diese Erneuerung muß folgerichtig bereits in der Schule beginnen. Wer in den Schulen „den zerrissenen Ring der zehn Gebote schließt und den Dekalog wieder zur Erziehungsgrundlage macht, der hat das geschichtliche Verdienst, daß er der Wahrheit, ja der Allwahrheit, Gott selbst, einen Dienst erwiesen hat“. „Pädagogische Systeme und wissenschaftliche Reformbestrebungen in allen Ehren! Wenn sie nicht der Mehrzahl der Kinder die Kindlichkeit erhalten, Anstand, Gehorsam, Ordnung, Gemeinschaftsgeist und Herzensbildung vermitteln, dann dürfen sie nicht versucht werden.“ Professor Lebsche hält die alten erprobten Lehren für die rechte Grundlage; die große Gefahr ist jedoch die, daß zu viel Wissen und zu wenig Weisheit gelehrt wird.

„Aber vielleicht muß doch eine Erziehungsaufgabe der Schule noch besser erkannt und noch mehr gepflegt werden, die Anleitung zur Selbsterziehung. Es unterbleibt so viel Gutes und geschieht so viel Böses in der Welt, weil uns der Glaube an die Macht des Guten abhanden gekommen ist. Millionen Menschen sind gut und wollen das Gute und hassen Krieg und Unfrieden und sehnen sich nach Ruhe. Und dennoch: Wenige Tyrannen und Volksverführer können die gleichen Millionen zu Mitschuldigen ihres verbrecherischen und mörderischen Ehrgeizes machen und mit ins Verderben reißen.“ Hiergegen kann der Mensch nur durch Arbeit an sich selbst gewappnet werden. Um die Unterscheidung zwischen Böse und Gut menschenwürdig treffen zu können, muß jedoch die Jugend zur Selbsterziehung angeleitet werden. „Es ist und bleibt Auftrag der Kirchen, den Eltern diese besondere Erziehungsaufgabe, die Anleitung des Kindes zur Selbsterziehung, nahezubringen. Aber auch die Schule hat hier noch manches nachzuholen, um die Jugendlichen innerlich frei und selbständig zu machen.“

„Solche junge Christen sind aber dann gegen Vermassung gefeit. Sie entscheiden in allen Fragen ihres Lebens aus eigenem gut geschulten, ja stolzen Gewissen. Sie haben Mut, Takt, Bescheidenheit und Wahrheitsliebe. Weil sie nicht lügen, halten sie auch die übrigen 9 Gebote. Sie hassen Halbheit, Lauheit und Mittelmäßigkeit ebenso wie Geltungsdrang, Herrschsucht und Eigennutz. Sie verachten jenen weißen Kulturbolschewismus, der kirchlich getarnt wirklicher religiöser Bindung ausweicht und sich Anschlußmöglichkeiten nach links und rechts offen hält.“

Eben wegen dieser entscheidenden Rolle der Erziehung schloß Professor Lebsche seinen Vortrag mit einem Aufruf, sich um das Heil der Jugend, um eine christliche Jugenderziehung mit aller Hingabe zu kümmern trotz all der anderen schweren Aufgaben, die die Gegenwart den Männern stellt, die sich um die Zukunft des Volkes sorgen.

Sozialversicherung und deutsche Bundesregierung Die deutsche Bundesregierung hat dem Bundestag am 15. Dezember 1949 den Entwurf „Gesetz über die Wiederherstellung der Ehrenämter und der Selbstverwaltung in der Sozialversicherung“ zugehen lassen. Neben der amtlichen Begründung dieses Entwurfes hat der Bundesminister für Arbeit eine rechtsvergleichende Darstellung der gesetzlichen Vorschriften über die Selbstverwaltung und die Ehrenämter in der Sozialversicherung herausgegeben (als Manuskript gedruckt). Ziel des Gesetzes ist die Wiederherstellung des gesetzlichen Zustandes der Selbstverwaltung, wie sie bis

zum 30. Januar 1933 bestanden hatte, aber unter größerer Mitwirkung und Mitbestimmung der Versicherten. Der Entwurf mit seiner Begründung und der rechtsvergleichenden Darstellung lassen ein sehr sorgfältiges Durcharbeiten der Materie und den wohlüberlegten Versuch einer rechtlichen Formulierung erkennen. Daß dabei die Arbeiten des Katholikentages in Bochum (Arbeitsgemeinschaft VII, die die Sozialversicherung zum Gegenstande hatte,) nicht ohne Einfluß gewesen sein werden, ist sicher anzunehmen, zumal in der amtlichen Begründung in einer allerdings in den Entwurf nicht aufgenommenen Angelegenheit auf die Forderung des Katholikentages in Bochum verwiesen wird. Der Entwurf wird in vielem den berechtigten Forderungen der an der Sozialversicherung Beteiligten gerecht; in mancher Hinsicht bedarf er noch der Überarbeitung, damit das kommende Gesetz wirklich den Forderungen der christlichen Sozialordnung, wie sie auch in Bochum für die Selbstverwaltung erhoben wurden: Freiheit, Subsidiarität, Solidarität entspricht (vgl. unsere Berichte zu den Entschlüssen in Heft 1, Oktober/November 1949, S. 2, 63 und zu den Referaten von Dr. phil. Sebastian Imhoff, Dr. rer. pol. Laurenz Lang und Prof. Dr. theol. Oswald von Nell-Breuning SJ in Heft 4, Januar 1950, S. 145 f.).

Bibelwerkwochen für Jugendliche Dem kleinsten Bundesland Österreichs, Vorarlberg, gebührt der Ruhm, in der

Bibelbewegung den anderen österreichischen Ländern voranzustehen. Das Bedeutendste sind die Bibelwerkwochen und Bibeltage, die Dr. Edwin Fasching seit 1946 im Jugendhaus Batschuns, dessen Leiter er ist, für Jugendliche hält. In den Bibelwerkwochen, die volle 8 Tage dauern (von Sonntag bis Sonntag), wird ein ganzes Evangelium — nur das Johannesevangelium wird auf zwei Werkwochen aufgeteilt — durchgearbeitet; an den Bibeltagen (Samstag abends bis Sonntag abends) meist ein kleinerer Paulusbrief.

Die Grundidee der Bibelwerkwochen ist, einmal die Ganzheit und Dynamik eines Evangeliums zum Erlebnis zu bringen, wo doch sonst den Gläubigen immer nur kleine und immer dieselben Abschnitte des Evangeliums dargeboten werden. Es versteht sich, daß auch in acht Tagen und bei vier bis fünf Schrift-Lesungen täglich nicht alles an religiösem und ethischem Gehalt herausgeholt werden kann. Schwerpunkte der Bibelerklärung sind vorerst eine möglichst farbige Schilderung der geschichtlichen Situation, in der Jesus gewirkt und gesprochen hat, und zum andern die praktische Anwendung auf das Leben des Jugendlichen hier und heute, so daß sich dieser unmittelbar vom Worte Jesu angesprochen fühlt. Zugleich wird der dogmatische Gehalt dargestellt und gegenüber dem allgemein Religiösen und Sittlichen das unterscheidend Geistliche herausgearbeitet. Mit diesem Grundzug der Bibelerklärung hängt zusammen, daß weniger die einzelnen Sätze, als vielmehr die Abschnitte erklärt werden.

Die Bibelwerkwochen sind zugleich liturgische Wochen mit kirchlichem Morgengebet, sorgfältig gestalteten Gemeinschaftsmessen und Komplet. Die ganze Woche hindurch herrscht Stillschweigen, das nur bei manchen Kursen über Mittag etwas aufgelockert ist. Als Ausgleich der großen Konzentration dienen tägliche Singkreise.

Jährlich werden drei solcher Bibelwerkwochen mit jeweils 25 bis 30 Teilnehmern — so viele kann das Haus fassen — und vier bis sechs Bibeltage gehalten. Gewiß sind dies nur

kleine Kreise, aber diesen Jugendlichen ist die Bibel zum tiefen Erlebnis geworden: fast alle haben seither die tägliche Bibellesung in ihren Tageslauf hineingenommen. Diese Bibelwerkwochen und Bibeltage auf Batschuns wären aber nicht möglich ohne die Bibelarbeit im ganzen Land. Eine Anzahl Pfarren halten das ganze Jahr über Bibelstunden für Jugendliche, und einige dieser Kurse — so in Bregenz, Dornbirn und Bludenz — sind von ganz besonderem, überdurchschnittlichem Niveau. Außerdem wird in Vorarlberg auch für Priester jährlich eine achttägige Bibelwerkwoche veranstaltet, die in den letzten Jahren durchweg von P. Richard Gutzwiller (Zürich) gehalten wurde.

**Der Tiroler Bau-
steinplan — eine
Initiative der Katho-
lischen Bewegung
Tirols**

Als Frucht mehrmonatiger Berechnungen und Beratungen konnte die Katholische Bewegung Tirols, Fachgruppe Wirtschaft und Technik, kürzlich einen neuartigen Siedlungsplan der Öffentlichkeit vorlegen. Die Grundgedanken sind:

1. Um sowohl den Siedler wie den Kreditgeber vor Währungsschwankungen zu sichern, werden die Baukosten primär nicht in Schillingen, sondern in „Bausteinen“ (das ist der Durchschnittswochenlohn eines Arbeiters, derzeit S 160) ausgedrückt. Es ist errechnet worden, daß ein Haus von 60 qm Wohnfläche mit 200 solchen Bausteinen (das ist derzeit S 32 000) erstellt werden kann.

2. Die Senkung der Baukosten erfolgt nicht auf Kosten der Güte, sondern durch weitgehende Standardisierung der einzelnen Bauelemente. Die Häuser sind Reihenhäuser, ebenerdig und in einer Querachse zur Straße hin als „wachsendes Haus“ ausbaufähig (bis auf 100 qm).

3. Der Siedler muß 20% der Grund- und Baukosten aus eigenem aufbringen, in Geld, Sachwerten oder Arbeitsleistungen.

Das Haus steht zunächst im gemeinsamen Eigentum des Siedlers und des Kreditgebers und wird nach Ableistung der gesamten Grund- und Baukosten volles Eigentum des Siedlers.

4. Die Kredite werden zinsfrei gewährt. Vorgesehen sind von seiten des Landes 6 Millionen, von seiten der Gemeinden 4 Millionen und von seiten der Industrie weitere 6 Millionen. Damit können jährlich 500 Häuser gebaut werden. Vom Landeshauptmann liegt bereits eine feste Zusage vor, und mit der Beschlußfassung ist noch im März zu rechnen.

5. Der Grund und Boden wird zum Teil von der Kirche, zum andern Teil von den Gemeinden zur Verfügung gestellt.

Dieser Wohnbauplan, der auf Grund nüchterner Kalkulation erstellt wurde und die Unterstützung öffentlicher Stellen genießt, hat alle Aussicht, schon in diesem Jahr mit 500 Wohnungen realisiert zu werden.

**Katholische
Forderungen zum
staatlichen Eherecht
in Österreich**

Das derzeit in Österreich geltende Eherecht ist vom kirchlichen Standpunkt absolut unbefriedigend. Denn 1945 wurde das Eherecht des nationalsozialistischen Staates in den wesentlichen Stücken übernommen und nicht viel mehr als die Arierparagraphen gestrichen. Geblieben ist vor allem die obligatorische Zivilehe und die Strafsanktion gegen Geistliche, die eine kirchliche Trauung ohne vorausgegangene zivilrechtliche Eheschließung vornehmen. Als 1945 der österreichische Staat neu

erstand, war die Weiterführung des bisherigen Eherechtes (mit Ausschluß der Arierparagraphen) als Provisorium gedacht, dem bald eine endgültige Lösung folgen sollte. Doch aus dem Provisorium wurde ein Dauerzustand, der für die Katholiken schlechthin untragbar ist. Die Ablehnung der kirchlichen Eherechtsforderung von seiten der Sozialistischen Partei, die Notwendigkeit einer Koalitionsregierung zwischen ÖVP und SPÖ und die schwierige politische Lage überhaupt infolge der Abhängigkeit von den vier Alliierten hat bewirkt, daß noch immer kein entscheidender Vorstoß zur Abänderung des geltenden Eherechtes erfolgt ist.

Es war daher ein dankenswertes Unternehmen, daß ein anerkannter Kanonist der Wiener Universität, Univ.-Prof. Dr. Willibald Plöchl, im Rahmen der Katholischen Akademie am 9. Februar einen Vortrag über „Die staatliche Ehegesetzgebung Österreichs und das kirchliche Eherecht“ gehalten hat. Der heutige Zustand, so führte Prof. Plöchl aus, ist gekennzeichnet durch eine völlige Unterdrückung der konfessionellen Ehe im staatlichen Bereich, durch die Zwangszivilehe und Strafsanktionen gegen Geistliche, die die kirchliche Trauung ohne vorangehende Ziviltreuung vornehmen. Dazu ist die Praxis der staatlichen Ehescheidung sehr lax; laxer noch als die Ehescheidungspraxis in manchen amerikanischen Einzelstaaten. 90% aller Ehescheidungen kommen auf Grund falscher Angaben zustande, worin eine ungeheure Schmäherung der Gerichtsethik liegt.

Der gegenwärtige Zustand ist aber auch — und das ist der Punkt, wo die Katholiken im Kampf gegen das bestehende Eherecht einzusetzen haben — ein schwerer Angriff auf den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Diese Freiheit steht nicht nur denen, die keine Religion haben, und den konfessionellen Minderheiten zu. Auch wir gläubige Katholiken fordern für uns Religionsfreiheit, nämlich die Freiheit, unsere religiöse Überzeugung tatsächlich zu leben. Eine Zwangszivilehe ist aber ein Glaubens- und Gewissenszwang für denjenigen, der in der katholischen Ehe die einzig richtige Form der Eheschließung sieht.

Der Zwang zur Ziviltreuung und die Strafsanktion gegen die Geistlichen ist verfassungswidrig. Daß ich als Katholik behindert werden kann, ein Sakrament der Kirche zu empfangen, ist und bleibt eine Beschränkung in Angelegenheiten der Religion. Daß ich das Sakrament nach der zivilen Eheschließung empfangen kann, ist kein Einwand, denn es gibt Fälle, wo die Brautleute auf die bürgerlichen Rechtswirkungen der Ehe verzichten und nur das Sakrament der Ehe empfangen wollen. Es ist unerträglich, daß der Staat das Konkubinat toleriert, aber Strafsanktionen bereithält gegen die Eingehung einer sakramentalen Ehe.

Die Minimalforderung von seiten der Katholiken in dieser Situation ist, daß die Brautleute selbst entscheiden können, vor welchem Forum sie die Ehe schließen wollen und daß die kirchliche Trauung auch die bürgerlichen Rechtswirkungen nach sich zieht. Die staatliche Registrierung der Ehen könnte dabei voll erhalten bleiben.

Zur Frage der Ehescheidung wären folgende Vorschläge zu machen:

1. Die Gläubigen haben das Recht, ihre Eheangelegenheit vor dem kirchlichen Ehegericht anhängig zu machen, wobei nach Beendigung des kirchlichen Verfahrens die Vollstreckung im staatlichen Bereich erfolgt.

2. Wenn nur ein Teil gewillt ist, das kirchliche Ehegericht anzurufen, wären zwei Verfahren nötig, ein kirchliches und ein zivilrechtliches, wobei gegenseitige Rechtshilfe einzutreten hat. Das hieße, auch beim kirchlichen Verfahren ist der andere Ehepartei zum Erscheinen verpflichtet. Das kirchliche Verfahren entscheidet über die Gültigkeit der kirchlich geschlossenen Ehe, das zivilrechtliche über die bürgerlichen Rechtswirkungen.

Eine solche Lösung, so betonte Prof. Plöchl, respektiert voll und ganz die Überzeugung eines jeden und ist daher ein Gebot der Billigkeit.

Darüber hinaus ist noch eine andere Forderung zu stellen: die Forderung nach einem einheitlichen und klaren Eherecht, das in den Wirrwarr der mehr als 330 derzeit in Geltung befindlichen Paragraphen Ordnung bringt.

Abschließend wies Prof. Plöchl darauf hin, daß die Überwindung des gegenwärtigen Zustandes nicht nur ein rechtliches, sondern vor allem ein seelsorgliches Problem ist, indem die Katholiken wieder stärker den sakramentalen Charakter der Ehe erkennen.

Aus Süd- und Westeuropa

Wir sollen mehr lachen Papst Pius XII. empfing, wie „Catholic Herald“ aus Rom erfährt, die amerikanischen Filmkomiker Ole Olesen und Chic Johnson in Privataudienz. Er sagte zu ihnen: „Die Welt braucht heute mehr Lachen und mehr Sinn für Humor. Sie sollten Gott danken, daß er Ihnen den großen Vorzug verliehen hat, die Welt zum Lachen zu bringen. Der Beruf, Lachen in die Welt zu tragen, verdient alles Lob.“

Die Entwicklung der „Weltlichen Institute“ Die Apostolische Konstitution „Provida Mater Ecclesia“ vom 2. 2. 1947 rief in der Kirche eine neue Form religiöser Lebensgemeinschaften für Laien ins Dasein: die „Weltlichen Institute“. Sie entwickeln sich mehr und mehr zur zeitgemäßen Form apostolischer Gemeinschaftsarbeit. In ihnen wird die Idee des Papstes zur Tat, daß heutzutage die Laien innerhalb ihres eigenen Milieus und Berufskreises die fruchtbarsten Apostel sind. In den „Weltlichen Instituten“ vereinigen sich Laien gemäß den drei evangelischen Räten zur Lebensgemeinschaft. Sie üben aber zugleich ihren weltlichen Beruf aus, um durch ihn missionarisch zu wirken.

Im Jahre 1949 suchten 33 solche Gemeinschaften um die päpstliche Approbation nach. Im ganzen existieren jetzt 97 Weltliche Institute, davon 25 für Männer. 45 haben ihren Sitz in Italien, 12 in Frankreich, 9 in Deutschland, 8 in Spanien, je 4 in Österreich, Belgien und Mexiko, die übrigen in USA, Polen, Rumänien, Ungarn, Uruguay und in der Schweiz.

Hauptberufliche Laienkatecheten Unter allen Problemen des Apostolates ist das des religiösen Unterrichts, der Unterweisung in den Glaubenswahrheiten der Kirche eines der dringendsten und schwierigsten. Wir haben des öfteren von Untersuchungen über den Stand des religiösen Wissens in den verschiedensten Schichten berichtet, die selbst in Bezug auf die einfachsten Tatsachen der biblischen Geschichte ein niederschmetterndes Ergebnis hatten. Die Ursachen sind klar: während in früheren Zeiten das Leben der Familien wie auch das öffent-

liche Leben von kirchlichem und christlichem Geiste durchtränkt waren und die Kinder die Atmosphäre des Glaubens von früh auf gleichsam von selber einatmeten und assimilierten, ist heute nicht nur die religiöse Substanz der Familien in breiten Schichten dünn und ärmlich geworden, sondern der Geist des öffentlichen Lebens, sein ganzer Stil und die in ihm herrschenden Grundsätze sind dem Christentum fremd und feindlich geworden, so daß es eine ganz besondere Anstrengung erfordert, in ihm noch christlich zu denken und zu handeln. Diese „missionarische“ Situation verlangt also einmal eine Vervielfältigung der religiösen Unterrichtstätigkeit überhaupt, sodann aber auch die Entwicklung neuer Methoden des Unterrichts, der sich aller neueren pädagogischen und psychologischen Erkenntnis bedienen muß.

Kardinal Suhard, der sich wie wenige der Notwendigkeiten des modernen Apostolats bewußt war, hat auch den Fragen der religiösen Unterweisung besondere Aufmerksamkeit geschenkt und sich bemüht, die Laien weitgehend zur Katechese heranzuziehen, da der so vielfältig überlastete Klerus einfach nicht mehr in der Lage ist, alle Möglichkeiten zur Erteilung von Religionsunterricht in den Schulen, geschweige denn in der Erwachsenenbildung auszunutzen. So wird bekannt, daß nur in 60 der über 500 Fortbildungs- und Berufsschulen des Département Seine von ohnehin schon überlasteten Geistlichen Religionsunterricht erteilt wird. Wir wissen ja auch aus deutschen Großstädten, welche Belastung der Religionsunterricht in den Berufsschulen für den Diözesanklerus bedeutet, und doch ist der Unterricht für die Jugend, die gerade ins Leben und den Beruf getreten und dort den mannigfachsten Anfechtungen ausgesetzt ist, von entscheidender Bedeutung. Hier ist ein Kampfplatz, der vom Klerus schon rein zahlenmäßig auf die Dauer nicht siegreich behauptet werden kann und auf dem also die Mithilfe der Laien unentbehrlich ist.

Die von Kardinal Suhard gegründete Diözesanstelle für religiöse Unterweisung und in ihr das Amt für die katechetische Ausbildung haben sich besonders der Ausbildung der 8000 in der Erzdiözese tätigen Laienkatecheten angenommen. Aber diese Aufgabe kann von einer einzigen Stelle (die allerdings vom Institut Catholique unterstützt wird) nicht ausreichend erfüllt werden. Man muß also die Ausbildungsstellen und die Ausbildungsmöglichkeiten vervielfältigen. Und auch dazu ist wieder Personal notwendig.

So ergibt sich also für die Diözesanstelle die Forderung, einen Stand hauptberuflicher Laienkatecheten zu schaffen, die sowohl die religiöse Unterweisung an den entscheidenden Stellen wie auch die weitere Ausbildung freiwilliger Katecheten übernehmen. Um die organisatorischen und finanziellen Vorbedingungen für die Erfüllung dieser Forderung zu schaffen, hat man eine „Association Cardinal Suhard“ (als eingetragenen Verein französischen Rechtes) gegründet.

Eine Tagung der Freunde Maurice Blondels

Nach dem Tode des französischen Philosophen Maurice Blondel im Juni vorigen Jahres sind seine Freunde ein erstes Mal am 27. Dezember 1949 im Hause des Verstorbenen in Aix-en-Provence zusammengekommen. Diese erste konstituierende Versammlung der Freunde Maurice Blondels wurde dann genau einen Monat später, am 27. Januar 1950, in Paris im Hause Madame Florys, der

Tochter des Philosophen und der Gattin des bekannten Präsidenten der *Semaines Sociales*, wiederholt für jene Freunde, die nicht so weit nach dem Süden reisen konnten. In Paris hatten sich rund 100 Freunde getroffen, die z. T. aus Belgien, Holland, Italien, Österreich und Deutschland hergekommen waren. Man sah da außer dem Familienkreis die alten Freunde Blondels: Paul Archambault und den Pascalforscher Jacques Chevalier. P. Auguste Valensin, der frühe Interpret Blondels, und Jacques Palliard, der Nachfolger Blondels auf seinem Lehrstuhl, waren in Aix gewesen. Ebenso P. de Lubac. In Paris sah man unter den Jüngeren P. Fessard SJ, den Maréchal-schüler P. Hayen SJ, P. Liéger OP, Henri Duméry. Es waren auch nicht wenige Studierende der Philosophie da. Kurzum, es waren Vertreter aller Kreise anwesend, die vom Denken Blondels im Laufe dieses halben Jahrhunderts bestimmt worden sind. Maurice Blondel hat mit seiner Philosophie viel stärker indirekt gewirkt, darum ist sein Einfluß so tief und umfassend gewesen.

Man findet seine Spuren deutlich in der Thomistenschule von Löwen. P. Maréchal stand mit M. Blondel in enger Fühlungnahme. Die Korrespondenz zwischen beiden soll demnächst in den „*Mélanges Maréchal*“ veröffentlicht werden. Dazu muß man jene Richtung des Thomismus in Frankreich rechnen, die der Desexistenzialisierung der Essenz, wie sie in der üblichen katholischen Schulphilosophie gebräuchlich geworden ist, den Dynamismus der existenzgebundenen Essenz entgegenstellt. Solche Vertreter sind P. André Marc SJ, P. de Finance SJ. In jüngster Zeit erfuhr diese Auffassung eine glänzende Bestätigung in dem Werk von Etienne Gilson „*L'être et l'essence*“ (1948), das um so schwerer wiegt, als hier ein Historiker, und zwar einer der besten Kenner mittelalterlicher Philosophie spricht.

Man darf auch nicht den Einfluß Blondels auf Philosophen wie Louis Lavelle und Gabriel Marcel vergessen, auf Männer wie Emmanuel Mounier und Jean Lacroix, die die Zeitschrift „*Esprit*“ entscheidend bestimmen.

Und schließlich hat die katholische Theologie selbst aus der Philosophie Blondels das Verhältnis von Natur und Übernatur wieder neu bzw. nach dem Vorbild der Überlieferung der Alten sehen gelernt, wie die Theologenschule von Lyon unter Führung von P. de Lubac so eindrucksvoll dargelegt hat. Auch hier sind es gerade die Historiker, die die These P. de Lubacs mehr und mehr bestätigen und der spekulativen Theologie neue Aufgaben stellen. So ist der weittragende Einfluß Maurice Blondels auch auf die Theologie unbestritten. P. Henri Bouillard SJ hat hierüber Entscheidendes gesagt in seiner Studie „*L'Intention fondamentale de Maurice Blondel et la Théologie*“ im 3. Heft der „*Recherches de Science religieuse*“ 1949.

Der Vorsitzende der Gesellschaft der Freunde Blondels, Leopold Dor, ein alter Schüler Blondels, hob die Bedeutung Blondels als Philosophen und Menschen hervor. Er nannte ihn den bedeutendsten Philosophen des Jahrhunderts und einen Heiligen. Ohne Zweifel gehört Blondel zu den führenden Denkern des Jahrhunderts. Blondel war aber auch als Mensch ein Lehrer ohnegleichen, ein selten begnadeter Meister der Unterweisung, der durch sein Wesen bezauberte. Schon Kardinal Mercier, der als einer der ersten die Bedeutung Blondels erkannt hatte, bezeichnete ihn als einen Heiligen.

Die Freunde Blondels haben sich zum Ziel gesetzt, das

Werk Blondels zu verbreiten, an der Herausgabe der größtenteils noch unveröffentlichten Schriften mitzuwirken und vor allem seine Philosophie lebendig zu erhalten.

Als ein Ereignis darf man die für Ostern vorgesehene Herausgabe der alten „*Action*“ von 1893 ansehen. Wer dieses Werk antiquarisch suchte, wurde nur lächelnd angesehen. Es war völlig unauffindbar. Die Kenner Blondels schätzen aber dieses erste Werk des Meisters über alles. Die schlechten Erfahrungen, die Blondel in den wenig schönen Auseinandersetzungen um dieses Werk gemacht hatte, dann aber auch das weitere Reifen seiner Philosophie hatten ihn davon abgehalten, das Werk wieder herauszugeben. Statt dessen hatte er die „*Action*“ in zwei Bänden inhaltlich fast völlig neu in seiner Trilogie herausgegeben. Die Kommission zusammen mit den Erben Blondels, die über den literarischen Nachlaß Blondels entscheiden, werden die alte „*Action*“ ohne jede Anmerkung herausbringen.

In Bälde erscheint auch ein kleineres Werk, über das Blondel einige Tage vor seinem Tode noch einen Vertrag abgeschlossen hatte. Es wird das Verhältnis von Philosophie und Christentum zum Gegenstand haben. Als nächste Aufgabe ist vorgesehen, die wertvollen Beiträge Blondels, die in zahlreichen nicht mehr zugänglichen Fachzeitschriften verstreut sind, in einem Bande herauszugeben.

Besonders verheißungsvoll ist der Plan der Herausgabe der Tagebücher Blondels, da in ihnen die Geisteskämpfe um die Jahrhundertwende ihren Niederschlag finden, so daß sie als wertvoller Kommentar zum Werke Blondels und der damaligen Geisteskämpfe gelten können. Darüber hinaus sind diese Tagebücher ein eminentes Zeugnis religiösen Lebens. Man erwartet in ihnen ein Seitenstück zu den *Pensées* Pascals.

Es ist ferner beabsichtigt, die Korrespondenz Maurice Blondels herauszugeben. Das Archiv im Hause des Philosophen in Aix-en-Provence birgt noch weiteres unveröffentlichtes Material, darüber noch entschieden werden wird.

Maurice Blondel hat infolge der beiden Weltkriege weniger nach Deutschland wirken können. Und doch steht seine Philosophie gerade den Deutschen besonders nahe, spürt man doch in ihr deutlich die Verwandtschaft mit den großen deutschen metaphysischen Denkern. Es war ein Verhängnis für die Theologie und für die Philosophie, daß der Rationalismus solche Macht über sie gewann. Dies führte zu einer getrennten Theologie und einer getrennten Philosophie und damit trotz aller thomistischen Schulen zum Abfall von Thomas von Aquin. Es führte aber auch zum Laizismus und seinen Folgen. Hier setzt Blondel ein und spürt sein Leben lang den Wechselbeziehungen zwischen einer reinen Philosophie und dem Christentum nach. Diese Untersuchungen werden heute in Frankreich von seiten der Theologie weitergeführt. Deshalb hätten auch wir allen Grund, uns mit Blondel näher zu befassen.

Eine Tagung des Internationalen Katholischen Büros für die Kindheit

Der Osservatore Romano berichtete am 22. Januar über eine Tagung, die das Internationale Katholische Büro für die Kindheit (UCII) kürzlich in Schloß Drakenburgh in Holland abgehalten hat. Diese Tagung hatte sich ein sehr aktuelles Thema gestellt, nämlich das von Presse, Rundfunk und Film in ihrem Einfluß auf die Kinder. Zu der Tagung waren Vertreter von 16 Nationen erschienen.

Der Präsident des UCII, *Delgranges*, hielt einen Einleitungsvortrag, in dem er die Rolle und die Aufgabe dieser Einrichtung als die eines internationalen Studienzentrums charakterisierte, durch das die Arbeiten aller einzelnen Interessierten der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden und jeder informiert werden könne, was in den andern Nationen vor sich gehe. Sie sei aber auch ein Ausgangspunkt des Handelns. Sie fasse es als ihre Aufgabe auf, sich zum Schutz und zum Nutzen nicht nur der katholischen Kinder, sondern der gesamten Jugend überhaupt einzusetzen.

Der Generalsekretär des UCII, *René Finkelstein*, sprach dann über „Die Katholiken vor dem Problem der Kindheit 1949“. Er betonte vor allem die Bedeutung der Tätigkeit des Staates und der öffentlichen Kollektivitäten gegenüber dem Kind, die weite Verbreitung der psychopädagogischen Ideen und die zahlreichen internationalen Initiativen, die in den letzten Jahren auf diesem Gebiet unternommen worden sind. Die Katholiken sehen diesen Vorgängen sowohl mit Hoffnung wie auch mit einer gewissen Besorgnis zu. Gerade was Presse, Rundfunk und Kino schon für die frühe Jugend bedeuten, läßt es als notwendig erscheinen, sich eigens mit diesem Problem zu befassen. Schon beginnen die Parlamente hier und da, sich um diese Fragen ernstliche Sorgen zu machen. Diese großen modernen Mittel des Ausdrucks und der Information wirken nur zu oft in einem unerziehlischen Sinn, während gewisse Experimente zeigen, wie positiv sie eingesetzt werden könnten. Presse, Rundfunk und Film stellen heute internationale Probleme dar, die auch eine gemeinsame Bemühung der Katholiken aller Nationen fordern.

Von den Vorträgen sei erwähnt der von *Enrico Gastaldi* über „Die Kinder und die öffentliche Meinung“. *Dr. Kohler* sprach über „Die Beeinflussbarkeit der Kinder“. Er verbreitete sich ausführlich über die positiven Seiten der kindlichen Beeinflussbarkeit, die oft so schlecht benutzt wird. Er zeigte anhand mannigfaltiger Beispiele, wie die Erziehung der Vernunft (das Wirkliche und das Wahre) und die Erziehung des Willens (die Selbstbeherrschung und die Selbständigkeit im täglichen Leben) durch Presse, Film und Rundfunk geleitet werden könnten.

Die Engländerin *Mrs. Latham* sprach im Namen einer großen englischen Filmproduktionsgesellschaft, die in England bemerkenswerte Schritte zur Förderung des Jugendfilms unternommen hat durch die Gründung von „Filmclubs“ und die Herstellung von Filmen für diese Clubs. Mit großem Erfolg wurden an einem Abend eine Anzahl derartiger Filmstreifen auf Englisch, Französisch und Deutsch vorgeführt.

Unter der Leitung des bekannten Spezialisten für filmische Probleme, *P. Lunders OP*, fanden Arbeitsbesprechungen über pädagogische, technische und legislative Fragen statt.

Der französische Abgeordnete *Philippe Farine* gab einen Überblick über die von der französischen Nationalversammlung angenommene Gesetzgebung zum Schutz der Jugend gegen die unmoralische und antierzieherische Presse. Seinem Vortrag ging ein Überblick über die verbreitetsten Kinderzeitungen und die Arbeiten der pädagogischen und technischen Ausschüsse für die Kinderpresse voraus. Auf Anregung des holländischen Ministers *Carton de Wiart* fand dann eine Diskussion statt, in der jedes Land die Lage seiner Jugendpresse und seiner Gesetzgebung zum Schutz der Kinder gegen die Auswüchse der

illustrierten Zeitungen und ähnlicher Veröffentlichungen darlegen konnte.

Die Generalversammlung stimmte den Vorschlägen *Dr. Gastaldi* zu, der als Leiter der illustrierten Zeitung „Il Vittorioso“ in Italien wohlbekannt ist. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Kongresses auf die Massenproduktionen, die zwar keinen großen erzieherischen Wert haben, aber die moderne Technik nicht außer Acht lassen und einen Stil haben, der der Psychologie der heutigen Knaben und Mädchen angemessen ist. Man wurde sich darüber einig, eine technische Zusammenarbeit der katholischen Herausgeber von Jugendzeitschriften und -zeitungen herbeizuführen.

Besondere Erwähnung verdienen folgende Entschlüsse:

1. *Das Recht des Kindes*. Die gegenwärtig beim Rat der Vereinten Nationen in Ausarbeitung befindliche Erklärung der Rechte des Kindes möge nicht versäumen, alle Rechte der Familie klar auszusprechen.

2. *Die Flüchtlingskinder*. Der Schutz der Vereinten Nationen muß ganz besonders den heimatlosen Kindern zugute kommen. Von allen Seiten muß energischer Einspruch gegen die Deportationen und Massenwanderungen von Kindern, die von ihren Familien und ihrer Heimat getrennt werden, vorgebracht werden.

3. *Anormale Kinder*. Es sollte schleunigst eine Zusammenkunft von Erziehern organisiert werden zum Studium der Probleme einer katholischen Ausbildung schwachbegabter und verwahrloster Kinder, Waisen und jugendlicher Krimineller, die in Kinderhäusern, Kinderdörfern oder Gemeinschaften leben.

4. *Verantwortung der Familie*. Die katholischen Familien müssen gewissenhaft über das Problem informiert werden, das Presse, Film und Rundfunk darstellen, sowohl was die direkte Einwirkung von Vater und Mutter im Familienkreise als auch was die indirekte Einwirkung der Mitbürger und der sie umgebenden Gesellschaft anbelangt.

5. *Die Presse*. Alle Staaten sollen eine wirksame Gesetzgebung gegen die antierzieherische Jugendpresse herausbringen. Die bestehenden Bestrebungen dürfen der Aktion, die durchgeführt werden muß, nicht entgegenstehen.

6. *Der Rundfunk*. Eine enge Zusammenarbeit zwischen den Sendestationen und den Kreisen der Erzieher muß hergestellt werden, um auf religiösem Gebiet und im Bereich des Schulunterrichts sowie im Bereich der Unterhaltung Sendungen einzurichten, die eine wertvolle Hilfe für den Erzieher bilden können.

7. *Der Film*. Die Kinder müssen gegen den schädlichen Einfluß von Filmen geschützt werden, die nicht für sie geschaffen worden sind, und zwar nicht nur durch das Verbot, solchen Vorstellungen beizuwohnen, sondern auch durch das Verbot solcher Filme und Anschläge überhaupt. Die Herstellung von Jugendfilmen muß außerordentlich gesteigert werden, so daß die geplanten gesetzlichen Bestimmungen von den Jugendlichen auch leicht befolgt werden können. Solche Jugendfilme sollten mit unter das sichtbare und hörbare Material zu Erziehungszwecken fallen, für das die UNESCO einen Vertragsentwurf ausgearbeitet hat, der für diese eine internationale Abschaffung der Zollbestimmungen vorsieht. Den Herstellern von Kinderfilmen und den Besitzern von besonderen Jugendfilmsälen sollen besondere Steuerermäßigungen zugebilligt

werden. Die nationalen Filmzensurstellen sollen Vertreter der Erzieher und der Familienbewegungen einbeziehen und die Klassifizierung der Filme auf Grund einer doppelten Altersgrenze, nämlich bei 14 und bei 18 Jahren, durchführen.

3. Internationaler Kongreß der katholischen Presse in Rom

Der Kongreß der katholischen Presse vom 16. bis 19. Februar eröffnete die Reihe der Zusammenkünfte, von denen die katholische Welt erwartet, daß sie die Grenzen sprengen und dazu beitragen werden, die katholische Einheit in einheitlichem katholischem Dienst am Reiche Gottes wirksam zu machen. Die erste Voraussetzung dafür hat der Kongreß erfüllt. Er hat die Teilnehmer miteinander bekannt gemacht und herzliche Sympathien geschaffen. Das ist vielleicht sein größtes Verdienst. Denn das Reich Gottes kann ja nicht organisiert werden. Es lebt in den Menschen und in ihrer Verbundenheit in Christus. Vielleicht war es das Bedeutendste, was die katholischen Journalisten in Rom taten, daß sie gemeinsam die unbequemen Bedingungen des Jubiläumsablasses erfüllten. Sie wurden sich bewußt, daß sie alle zunächst und zuerst schlichte katholische Erdenpilger sind.

Sensationelle Entschlüsse hat der Kongreß nicht gebracht. Wenn man seine Ergebnisse aufmerksam kritisiert, wird man vielleicht sogar von einem Mangel an Entschlußfreudigkeit zu sprechen haben. Die Liste der Mitglieder des permanenten Komitees des Verbandes katholischer Journalisten zählt kein Mitglied aus den USA. Man wird sich darüber wundern. Denn wie der Direktor des NCWC-News Service, Frank Hall, auf dem Kongreß sagte, ist die katholische Presse in USA mit einer Auflage von 15 Millionen zahlenmäßig unter den bedeutendsten der Erde. Es ist nicht ganz klar, warum diese Tatsache bei der Besetzung der Ämter des internationalen Verbandes ohne Ausdruck blieb. Präsident wurde ein Belgier, Herr Delforge, Vizepräsident, neben drei anderen, ein Deutscher, Herr Bringmann.

Man würde aber zu hart urteilen, wollte man von einem Mißerfolg des Kongresses sprechen. Die katholischen Presseleute hatten sich seit vor dem Krieg nicht mehr gesehen und waren sich fremd geworden. Unser römischer Korrespondent schildert, wie schwierig es war, auch nur den persönlichen Kontakt wiederherzustellen. Es fehlten die „Alten“. Um nur einen Namen aus dem deutschen Sprachbereich zu nennen, fehlte Friedrich Funder von der „Reichspost“, jetzt von der „Furche“. Die wenigen, die sozusagen die Zeiten überbrückten, hatten alle Mühe, den persönlichen Kontakt zu schaffen. Aber wie es scheint, ist ihnen dies gelungen. Und das ist ein gutes Zeichen.

Journalisten, die berufsmäßig mißtrauisch sind und vor allem den großen Worten mißtrauen, werden, wenn sie unter sich sind, bescheiden reden. Das war ein Kennzeichen dieses Kongresses. Graf Dalla Torre, der Chefredakteur des „Osservatore Romano“ und Präsident des Kongresses, sagte: „Ich bitte den Kongreß um nicht mehr als um die Bekundung des zähen Willens, die Organisationsarbeiten wieder aufzunehmen und das neue Präsidium mit dieser Wiederaufrichtung zu betrauen.“ Das Präsidium, die bleibende Organisation des Kongresses, wird weiterhin unter der Leitung von Graf Dalla Torre stehen. Der Verband der katholischen Presse wird sich gliedern in

eine Gruppe der Journalisten unter Führung von Delforge (Belgien) und eine Gruppe der Verleger, die vom Direktor der „Croix“, Emile Gabel, geleitet wird.

Unzufriedenheit mit sich selbst

Das Verhandlungsthema des römischen Kongresses stellte die Frage nach dem Dienst, den die katholische Presse der Wahrheit, der Gerechtigkeit und dem Frieden zu leisten vermag. Darüber wurden eine Reihe von Reden gehalten, die insgesamt eine gewisse Unzufriedenheit erkennen lassen. Den ersten Grund dieser Unzufriedenheit hat das Sprachrohr des alten Kämpfers Friedrich Funder, die „Furche“, schon genannt, bevor der Kongreß begann. Es ist das mangelnde Verständnis der kirchlichen Funktionsträger für die konkreten Voraussetzungen und Wirkmöglichkeiten katholischer Pressearbeit. „Die Furche“ (11. 2. 1950) schrieb darüber den bitteren Satz: „Das missionarische Versagen der Kirche in Europa im letzten Jahrhundert steht in direktem Bezug zum Desinteressement der Kirche an ihrer Presse.“ Der Holländer Kemna deutete, was damit gemeint ist: Wegen mangelnder Großzügigkeit in Planung und Finanzierung hat die katholische Presse im allgemeinen nicht das Niveau, das auf die öffentliche Meinung Eindruck macht. Sie ist größtenteils Winkelpresse.

Die Misere ist die gleiche im Kleinen wie im Großen. Jede Diözese hat ihr Kirchenblatt, statt daß man sich über ein gemeinsames Organ von dem Niveau des evangelischen „Sonntagsblattes“ zu einigen vermöchte. Im ganzen gesehen fehlt es, wie auf dem Kongreß festgestellt wurde, vor allem an einem leistungsfähigen internationalen katholischen Nachrichtendienst. Zwar muß man die Leistung des amerikanischen NCWC-News Service anerkennen, der in 14 Spezialdiensten 48 Länder mit allein 50 000 gekabelten Worten pro Woche versorgt, die sonstigen Mitteilungen nicht gerechnet. Doch erfüllt diese Nachrichtenquelle im wesentlichen nur die eine von den zwei Aufgaben, die katholischer Pressearbeit gestellt sind, nämlich die Benachrichtigung über die unmittelbar religiösen Ereignisse. Die katholische Presse muß aber zu dem gesamten Weltgeschehen das christliche Wort sprechen. Dazu ist sie mangels weltumspannender eigener Quellen vorläufig nur schwer in der Lage.

Die mangelnde Wirkung der katholischen Presse auf die Öffentlichkeit hängt ferner damit zusammen, daß es ihren Organen an journalistischer Qualität fehlt. Sie sind viel zu sehr Amateurarbeit. Besonders der amerikanische Vertreter forderte, man solle doch einsehen, daß auch katholische Presseerzeugnisse „technisch hervorragend sein müssen, wenn sie erfolgreich mit der übrigen Presse konkurrieren wollen und daß sie darum berufliche Könnern und erfahrene Arbeiter“ verlangen. Dies ist natürlich letzten Endes davon abhängig, inwieweit die berufenen Träger der kirchlichen Mission sich entschließen können, die katholische Presse als eine Form der „Mission“ aufzufassen und nicht nur als verlängerte Sonntagspredigt an die ohnehin getreue Herde. Moderne Mission — an die verwöhnte Welt — bedarf moderner Mittel. Sie ist kostspielig. Sie gestattet keine Verzettelung der Kräfte und keinen halben Einsatz der Mittel.

Will man den Gesamteindruck des Kongresses wiedergeben, so muß man sagen: Die katholischen Presseleute bewiesen Gespür für die Art, wie der Katholik sich allge-

mein im weltlichen Raum verhält: klares Programm, jedoch zögernd in der Verwirklichung.

Vielleicht liegt dies auch nicht nur an mangelnder Beherrschung der Technik und der Kapitaleitung. Pater Jansen Cron SJ, Leiter der Arbeitsgemeinschaft West in der Gesellschaft katholischer Publizisten Deutschlands, sprach darüber vor den deutschen Teilnehmern des Kongresses und sagte ungefähr folgendes:

„Unsere Journalisten und Schriftsteller an den Tageszeitungen sind nicht zufrieden, weder mit dem, was ihre Kollegen schreiben, noch mit sich selbst, noch ist die Leserschaft zufrieden. Überall herrscht Kritik. Die Erscheinung zeigt sich auch bei den deutschen Zeitschriften und Büchern.

Woran liegt das in Deutschland und in anderen Ländern Europas? Ich bin zu dem Resultat gekommen, daß wir alle Erlebnisse hinter uns haben und in uns mitführen, welche die Sprache noch nicht zum Ausdruck bringen kann. Es fehlt uns noch an den Wörtern, den Worten, dem Ton, dem Stil, der diesem seelischen Anliegen adäquaten Ausdruck verleihen könnte.

Unter dieser Unklarheit und Dumpfheit des sprachlichen Unvermögens leiden heute alle.

Wahrscheinlich geht es nicht anders als mit großer Geduld. Wir haben noch nicht die Möglichkeit, das Eigentliche zu sagen. Auch fehlen die Dichter, die damit voranzugehen pflegen. Die Ereignisse sind geistig noch nicht verarbeitet. Wir stecken mitten drin in einem Umbruch sondergleichen, die Trümmer fanden noch keine neue Gestalt.

Doch die Situation bei uns ist damit noch nicht ganz beschrieben. Die verflossenen zwei Jahrzehnte haben ein ungeheures Absinken des allgemeinen Bildungsniveaus mit sich gebracht, und das bedeutet wiederum einen Verlust an Ausdrucksmitteln des Seelischen. Wer schreibt, muß schon deshalb einfach werden, nicht simpel. Diese Einfachheit ist aber eine Gnade.

Damit komme ich an eine weitere Schwierigkeit in Deutschland: den ungeheuerlichen Verlust an katholischer Substanz, den Schwund der religiösen Praxis und des Betens. Was aber könnte abstumpfender wirken! Welch ein Verlust an feinsten Ausdrucksmitteln und an Differenzierung!

Dazu die Vereinseitigung der Menschen durch ihre abschließliche Spezialisierung; ihr rein technisches Interesse.

Ich erwähne nur noch das Verführerische des Films und des Rundfunks für die Leute, nicht mehr selber produktiv zu sein; die vordringlichen Sorgen um Heimstatt und Erwerb bei Millionen Vertriebenen und immer noch Ausgebombten; ihr schrecklich primitives Milieu; das Zusammenleben von vielen in immer dem gleichen einen Zimmer, wenn nicht Bunker; das neue Proletariat — nicht so sehr der „Arbeiter“ als vielmehr quer hin durch alle Schichten, ja fast am meisten bei den sogenannten Gebildeten; all diese Dinge wirken zusammen zu der gleichen den Menschen entehrenden Nivellierung. Und die Demagogen geben diesen Dürstenden Salzwasser zu trinken. Welche Aufgabe unserer Publizisten, an diese Menschen wirklich heranzukommen und nicht unverantwortlichen Sensationsmethoden zu verfallen!

Was ist zu tun? Diese Frage haben unsere Publizisten sich immer wieder gestellt. Gewiß ist auf gediegene Bildung zu sehen und auf tüchtige Schulung des begabten publizistischen Nachwuchses.

Aber ein anderer Punkt ist wichtiger: der Journalist muß aus der „filmisch-radiotischen“ Atmosphäre (die gewissermaßen zu ihm gehört) wenigstens zeitweise heraus, und noch mehr aus der Hast. Wo hier ein Wille ist, ist auch ein Weg. Er muß beschränkt werden, wenn wir zur schöpferischen Distanz kommen wollen.

Wie oft konnte man im letzten Jahr von jungen Journalisten den Ruf nach Exerzitien, richtigen Exerzitien hören. Muße, Stille und Meditation, Rückkehr zum Gebet und zum Studium der geoffenbarten Wahrheit, katholisches Leben in der eigenen Praxis müssen zur formalen Tüchtigkeit hinzukommen. Das ist die Lebenskunst des modernen katholischen Publizisten.

Gott hat jeden zu einem bestimmten Wort geschaffen. Wenn er es nicht ausspricht, verfehlt er seinen Sinn. Man hat gesagt: „Der Mensch wird immer als Original geboren. Aber die meisten sterben als Klischees.“ Davor bewahre uns die Stille und die Meditation!“

Also: die Schreibenden brauchen ein wenig mehr Frömmigkeit, die Manager ein wenig mehr Format und Mut.

Kardinal Griffin zur ökumenischen Frage

Die beiden Bischöfe von London, Kardinal Griffin (Westminster) und Bischof Cowderoy (Southwark) haben

die Frage der Wiedervereinigung zum Thema ihrer Fastenhirtenbriefe gemacht. Die Frage beschäftigt die englische Öffentlichkeit sehr nachhaltig seit dem vergangenen Herbst. Den Auftakt dazu gab der Leitartikel der „Times“ vom 31. Oktober: „Catholicism to-day“. Er enthielt die Aufforderung, Rom möge an die Spitze der ökumenischen Bewegung treten. Es möge seinen Kirchenbegriff und seine Stellung als Mutter der Kirchen weitherziger und dem weltanschaulichen Kampf der Gegenwart entsprechender auslegen und unter Zurückstellung dogmatischer Schwierigkeiten den anderen christlichen Kirchen neue Formen und Möglichkeiten der Zusammenarbeit anbieten. Fast gleichzeitig mit diesem Vorschlag sondierte eine dem anglikanischen Erzbischof von Canterbury nahe stehende Persönlichkeit in Rom die Auffassung der päpstlichen Kurie von der Zusammenarbeit der Kirchen. In England selbst folgte auf den Times-Artikel eine monatelange Diskussion in der Presse, an der sich auch eine Anzahl von Katholiken beteiligten. In den Londoner Hirtenbriefen, die aufeinander abgestimmt sind, wird, dem neuen Dekret des Heiligen Offiziums entsprechend, die Bereitschaft zur sozialen Zusammenarbeit unterstrichen, den dogmatischen Auffassungen des Times-Aufsatzes jedoch eine klare und endgültige Antwort gegeben.

Kardinal Griffin schreibt: Der Heilige Vater selbst hat die Wiedervereinigung in der Form der „Rückkehr der Getrennten“ zu einem Hauptanliegen des Heiligen Jahres gemacht. Die Welt hat das sanfte Joch Christi abgeschüttelt. Das Ergebnis ist die Erschütterung der sozialen und internationalen Ordnung. „Es ist jetzt hohe Zeit für uns alle, zurückzukehren zum allmächtigen Gott und der wahren Kirche, die zu gründen er gekommen ist.“

„Unser Glaube lehrt uns, daß Christus selbst eine wahre Kirche begründete und daß er wünscht, alle Menschen mögen Glieder dieser einen, wahren Kirche sein. Dennoch wird oft gesagt, es mache wenig aus, was wir glauben, wenn wir nur das Rechte tun. Es ist der Gedanke aufgetaucht, wir sollten uns um das Dogma nicht kümmern und unsern Gottesdienst und alle unsere Beziehungen zu

ihm und unseren Mitmenschen ganz auf die Liebe aufbauen; wir könnten eine Kirche ohne Glaubensbekenntnis haben. Es lohnt sich, diese Behauptung zu untersuchen; denn sie ist sehr verführerisch. Unser Herr entwarf ein ganz anderes Bild in den Evangelien. Was das Volk zur Zeit unseres Herrn so beeindruckte, war, daß er sie belehrte wie einer, der Macht hat. „Sie staunten über seine Lehre; denn seine Rede war gewaltig.“ Sie fragten sich: „Was sind das für Worte, durch welche Macht und Gewalt befahl er selbst den unreinen Geistern, und sie gehorchten ihm?“

Besonders das 6. Johanneskapitel und der letzte Missionsbefehl an die Apostel tun dar, daß der Herr mit dieser vollen Autorität seines Wortes jeden Kompromiß in Dingen des Glaubens zurückwies und daß der Glaube die Grundlage aller wahren christlichen Religion ist, der Glaube, den unsere Kirche bewahrt.

„Wir können deshalb nicht zugestehen, daß andere Bekenntnisse ebenso wahr sind. Wenn wir zugeben wollten, sie wären es, müßten wir unwahr gegen uns selbst sein und unehrenhaft gegenüber denen, die die Wahrheit suchen... In unserm Lande kann Wiedervereinigung nur die Wiederherstellung der Einheit bedeuten, die in der Zeit der protestantischen Reformation zerstört wurde. Der Ruf nach Wiedervereinigung ist eine Einladung an alle Nichtkatholiken, sich mit der einen, wahren Kirche zu vereinigen. Er bedeutet, in anderen Worten, Unterwerfung unter die Autorität des Heiligen Stuhles.“

Gespräche über die Wiedervereinigung in England sind schon zur Zeit Leos XIII. geführt worden, der eine Enzyklika darüber an das englische Volk richtete. Die Gültigkeit der anglikanischen Weihen wurde untersucht und verneint. Später fanden die Mechelner Unionsgespräche statt. „Sie führten zu nichts, weil die daran Beteiligten ganz einfach nicht dieselbe Sprache redeten.“

„Wir als Katholiken müssen die religiösen Überzeugungen anderer Leute respektieren und umgekehrt die gleiche Achtung für unsere eigene fordern. Zusammenarbeit mit den Menschen guten Willens darf niemals zu der Vermutung führen, daß die Lehrunterschiede keine Rolle spielen. Manche tief religiöse Menschen glauben nicht, daß Jesus der Sohn Gottes ist. Andere glauben nicht, daß der Papst der Stellvertreter Christi ist. Diejenigen, die diese katholischen Grundlehren leugnen, werden nur getäuscht, wenn man sie zu hoffen ermutigt, es könne die Rede von Wiedervereinigung sein, ehe diese und andere katholische Lehren angenommen sind.“

„Deshalb kann eine Zusammenarbeit in geistlichen Dingen nur in parallelen Geleisen laufen, da ein Katholik, der sich als Glied der einen, wahren Kirche bekannt hat, an den Gottesdiensten einer anderen Religion nicht teilnehmen kann. Aber die Katholiken erfüllen voll ihren Teil in sozialer und öffentlicher Tätigkeit jeder Art. Sie sind besorgt und willig zur Zusammenarbeit in allem, was dem Wohl der Familie und der Nation dient, vorausgesetzt, daß die angewandten Methoden in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des Sittengesetzes stehen.“

„Wenn wir dies alles sagen, müssen wir demütig anerkennen, daß wir das große Geschenk des Glaubens nicht unseren eigenen Verdiensten verdanken. Die Gabe des Glaubens ist etwas Freies. Wir würdigen die unzähligen Gaben und Gnaden, deren wir durch die Kirche teilhaft werden... Wir wünschen, daß die anderen diese Gaben mit uns teilen. Darum müssen wir den allmächtigen Gott

in allem Ernst darum bitten, er möge bewirken, daß sie unsern Glauben teilen, sich derselben Sakramente erfreuen und dieselbe Messe haben, in der wir ihm unsern Gottesdienst erweisen.“

„Unser gebenedeiter Herr hat uns durch Wort und Beispiel seines Lebens gezeigt, daß die Seelen anderer durch Gebet und Opfer gewonnen werden. Das also muß unsere Antwort auf den Ruf des Papstes zum Heiligen Jahr werden. Durch Gebet und Buße, besonders während der Fastenzeit, laßt uns wirken für die ‚große Rückkehr‘...“

Bischof Cowderoy schreibt: „Wir sind weit entfernt, die ernste Sehnsucht nach Einheit, die viele Nichtkatholiken beseelt, gering zu schätzen. Wir werden immer bereit sein, mit ihnen im guten Werk gemeinsam zu gehen und im Wirken für das Wohl des Volkes. Wir beten zu Gott, er möge sie segnen und führen. Aber wir können unsere Pflicht als katholischer Bischof nicht übersehen, zu betonen: die wahre Kirche Christi ist nicht und kann nie geteilt sein; denn die Kirche ist Christus. Sie kontinuieriert seine Sendung in der Belehrung, Leitung und Heiligung der Menschheit.“

Auch Bischof Cowderoy warnt vor der schmerzlichen Täuschung, als könnte jemals eine Einigung der Kirchen auf dem Wege des Kompromisses über die Wahrheit kommen.

Beide Hirtenbriefe klingen aus mit dem Rat: „Pray constantly“. Der Weg zur Einheit führt über das Gebet: Herr, gib, daß wir eins werden!

Aus Ost- und Südosteuropa

**Staatliche
Besetzung
des Bischofsstuhls
von Neusohl**

Wie die Herder-Korrespondenz aus der Tschechoslowakei berichtete, vollzieht sich der Kirchenkampf in diesem Lande unter der Voraussetzung des

Gegners, man könne die katholische Kirche beugen oder spalten. Sie erscheint den Kommunisten nicht wie in Polen oder Ungarn als ein Fremdkörper, der nur durch Ausrottung zu beseitigen ist. Die Betrachtungen über die Vergangenheit des tschechoslowakischen Katholizismus haben die Regierung zu einer Politik der Gleichschaltung ermutigt. Man vertraute dabei besonders auf die Kompromißbereitschaft des Klerus.

Im Hinblick darauf muß das Ereignis von Neusohl als eine neue Phase der Kraftprobe gewertet werden. Am 8. Januar 1950 starb der Bischof dieser slowakischen Diözese, Msgr. Andreas Skrabik. Das Domkapitel wählte den bisherigen Generalvikar zum Kapitelsvikar, unterließ es aber, die durch das staatliche Kirchengesetz vorgeschriebene Bestätigung dieser Wahl von der Regierung einzuholen. Diese Unterlassung wurde dadurch zum Prestige-fall, daß eine diesbezügliche Mahnung der staatlichen Kirchenbehörde unbeachtet blieb. Daraufhin ernannte diese Behörde den Dekan Johann Dchet zum „kirchlichen Administrator“ der Diözese. Der Heilige Stuhl beantwortete diese Usurpation kirchlicher Rechte durch die zuständige Kongregation, die am 18. Februar über den staatlichen Administrator die große Exkommunikation verhängte und ihn als „vitandus“ erklärte. Das bedeutet, daß jeder Gläubige verpflichtet ist, den Verkehr mit dem Exkommunizierten abzubrechen, und daß in seiner Gegenwart sogar der Gottesdienst zu unterlassen oder abzubrechen ist.

Die tatsächlichen Auswirkungen dieser Maßnahmen sind noch nicht bekannt. Die tschechoslowakischen Bischöfe wie auch der Vatikanische Sender haben Priestern und Gläubigen zu erkennen gegeben, daß die Grenze der kirchlichen Verständigungsbereitschaft in diesem Fall überschritten worden ist. Jeder Priester, der ein Amt vom Staat entgegennehme, werde in gleicher Weise von der Kirche bestraft werden. Der Administrator dagegen hat sich auf sein Gewissen berufen. „Ich habe diese Berufung angenommen und glaube richtig und ehrlich als guter Priester und Bürger gehandelt zu haben.“ Er läßt indes über seine politische Einstellung keinen Zweifel. „Die Volksdemokratie unterstützt und sichert die Existenz der Priester. Wir sind glücklich, daß wir in großen Zeiten in diesem Staat leben dürfen und wollen ihn auch mit allen Kräften unterstützen.“

Vom kirchlichen Recht und vom katholischen Glauben aus betrachtet, bedarf der Fall keines Kommentars. Ein Priester der Kirche mag aus Gewissensgründen sein Amt niederlegen. Es gibt aber keinen Grund, der jemandem das Gewissensrecht verleihen würde, ein kirchliches Amt zu usurpieren. Es kann deshalb nur von den politischen Hintergründen und Folgen dieses Ereignisses gesprochen werden. Insofern zeigt der Fall Dechet, daß die kirchlichen Behörden in der Tschechoslowakei nicht gewillt sind, die Bestimmungen des staatlichen Kirchengesetzes über die Ämterbesetzung durch den Staat zu dulden. Sie haben dem Klerus den bedingten Treueid gegen den Staat erlaubt, und 95% der Geistlichen, die ihn leisten mußten, haben den bedingten Charakter des Eides zum Ausdruck gebracht, wie die Nachrichten besagen. Es war das letzte und äußerste Entgegenkommen der Kirche, daß ihre Priester eidlich versprechen durften, ihr kirchliches Amt nach Maßgabe der für das Gewissen tragbaren Staatsgesetze zu verwalten. Dem ersten Versuch, an weit sichtbarer Stelle unter Berufung auf die Gesetze ein kirchliches Amt in ein staatskirchliches zu verwandeln, hat die Kirche mit einem unabänderlichen Nein geantwortet, worüber sie es unter Umständen zum Schisma kommen lassen wird. Für diesen Fall scheint die Regierung ihre Aussichten nicht als hoffnungslos zu beurteilen. Der neuernannte staatliche Verwalter von Neusohl hat das Vertrauen seines Bischofs genossen. Man vertraut seinem persönlichen Einfluß, der sich zugleich aller materiellen Mittel bedienen wird. Bezeichnenderweise hat sich der Fall in der Slowakei ereignet, in dem treuesten katholischen Teil des Landes. Von der Kirche her gesehen, ist das unerheblich. Das Domkapitel von Neusohl hat nicht opportunistisch, sondern aus Grundsatz die Einholung der Staatsgenehmigung unterlassen. Aber von seiten des Staates wird man bedacht haben, daß sich die Folgen dieser Maßnahme auf slowakischem Boden abspielen werden. Man weiß, was gerade in der Slowakei ein Priester gilt. Nicht ohne Bedacht dürfte deshalb dieser Platz für ein Schauspiel gewählt worden sein, an dem die Regierung erkennen kann, was ihre priesterlichen Schachfiguren wert sind.

Aus den Missionen

Ein neues Handbuch der Missionskunde In Rom erschien ein mit einem Vorwort des Präfekten der Propagandakongregation, Kardinal Fumasoni-Biondi, versehenes, 545 Seiten starkes neues Handbuch der Missiologie. Der Ver-

fasser ist Msg. X. Paventi, der sein ganzes Leben im Dienste der Propagandakongregation verbracht hat.

Das Werk gliedert sich in drei große Abschnitte. Der erste behandelt auf 252 Seiten die allgemeine Missiologie. Er folgt dabei der Einteilung von Rommerskirchen. Ein ganzes Kapitel ist einer ausführlichen, kommentierten Bibliographie der Missionskunde gewidmet, die auch die Zeit vor der Gründung der Propaganda einbezieht. Mehrere Kapitel behandeln die protestantische Missiologie. Der zweite Abschnitt behandelt die Hierarchie der Missionsländer. Er umfaßt nur 43 Seiten.

Der dritte Abschnitt behandelt endlich die Methoden der Mission. Er ist in vier Unterabschnitte eingeteilt, von denen der erste von der Ausbildung der Missionare, der zweite von der allgemeinen Methodenlehre, der dritte von den besonderen Methoden in Bezug auf die verschiedenen Missionsgebiete und der vierte und letzte von der Mission unter den getrennten Brüdern, im Orient und im Abendland, handelt.

Die Menschenrechte und Südafrika Dr. Daniel Malan, der Premierminister der Südafrikanischen Union und Führer der nationalistischen Partei des Landes, war einmal Pfarrer in der Holländischen Reformierten Kirche in Südafrika. Seine Kirche ist ihm auch heute noch verbunden; sie fehlt in der Front der religiösen Gemeinschaften, die in dem harten Rassenkampf dort unten auf der Seite der Farbigen und Inder stehen. Dieser Kampf wird auch mit der Bibel geführt. Malan zitiert das Alte Testament und macht Ernst mit dem puritanischen Ausleseprinzip des strengen Calvinismus. Er weigert sich, die Vertreter der übrigen Kirchen in dieser Angelegenheit auch nur zu empfangen, da er ihre Auslegung der Schrift und der allgemeinen Forderungen des Christentums nicht anerkennen könne.

Die französische evangelische Wochenzeitung „Réforme“ (11. 2. 1950) hat die Dinge, die sich in Südafrika zur Blamage des Christentums vor der farbigen Welt ereignen und von der um die Menschenrechte besorgten Versammlung der Mächte mit einer Musik in Moll begleitet werden, schonungslos offengelegt.

Malan trat seine Regierung mit einer Radiorede an, in der er zugleich für seine Minister das Bekenntnis ablegte, sie würden ihre Entscheidungen auf den Glauben und den souveränen Willen Gottes gründen.

Alsdann begann die Regierung mit einer Politik der Rassenverfolgung, die nach Réforme „an die Verfolgung der Juden durch die Nazi erinnert“. Malan proklamierte den Grundsatz der „apartheid“, der vollkommenen Rassentrennung, die den Weißen ihre Vorrechte sichern und den übrigen den Aufstieg zur Gleichberechtigung unmöglich machen soll.

Das erste Gesetz zu diesem Zweck erschien 1946 und wird das „Ghettogesetz“ genannt. Es verschärfte die früheren antiindischen Gesetze insofern, als es den Indern in Südafrika bestimmte Zonen zuwies, in denen sie sich aufhalten und arbeiten dürfen. Dann wurde ein Ehegesetz verabschiedet, das die Heirat zwischen Weißen und Farbigen verbietet. 1949 folgte die Einführung des Rassenpasses, die Aufhebung der parlamentarischen Vertretung des indischen Bevölkerungsteils und ein Versuch zur Unterdrückung der Vertretung der afrikanischen Farbigen. Außerdem wurden Maßnahmen ergriffen, die dazu die-

nen, die Gleichberechtigung an den Universitäten, die bis dahin bestand, zu beseitigen.

Was ist der Hintergrund dieser Dinge? Réforme sagt: die finanziellen Interessen der Weißen und ihre politische Gewalt, wodurch sie sich den Vorteil sichern möchten, aus den Farbigen „äußerst billige Arbeitskräfte zu rekrutieren“.

Unter den Weißen in Südafrika gibt es nur eine organisierte Kraft, die den Farbigen zu Hilfe kommt: die Kirche. 25 evangelische Gemeinschaften sind im Rat der Christen zusammengeschlossen, an dem sich die Kirche von Dr. Malan nicht beteiligt. Auch die katholische Kirche gehört ihm nicht an, geht aber in der Rassenfrage mit ihm zusammen. Anfang 1949 beschloßen die Kirchen, in dieser Frage eine feierliche Demarche bei der Regierung zu unternehmen. Die Delegation bestand aus einem anglikanischen Erzbischof, einem katholischen Bischof und verschiedenen evangelischen obersten Geistlichen. Malan lehnte es ab, die Delegation zu empfangen. Er gab dazu, wie wir schon im Juli vorigen Jahres berichtet haben, folgende Erklärung: „Was die Forderungen der Schrift und des Christentums betrifft, auf die in den Resolutionen angespielt wird, mißbilligt der Premierminister eine Auslegung in der Form von Grundsätzen der theoretischen und praktischen Politik, die man ihnen gegeben hat. Er kann nicht zugestehen, daß eine solche Auslegung als alleiniges Vorrecht irgendeiner Person, Kirche oder Gruppe von Kirchen in Anspruch genommen wird.“

Im Mai 1949 erklärten sich die verschiedenen Kirchen gegen das absolute Eheverbot, nachdem sie schon zuvor bei dem Pogrom von Durban, das hundert Indern das Leben kostete, für den Rassefrieden eingetreten waren. Im September nannte die Versammlung der Presbyterianer die Auswirkungen des „Ghettogesetzes“ beim Namen: „Die Wandergesetze haben zur Folge gehabt, daß die Eingeborenen in ihren elenden Reservaten auf einen Lebensstandard des Hungers und der Verzweiflung herabgedrückt worden sind. . . Wann werden die Christen sich darüber Rechenschaft ablegen, daß die eingeborene Bevölkerung gegenwärtig ein Hungerdasein führt?“ Die Kirchen traten auch mit positiven Vorschlägen hervor. Der charakteristischste wurde am 13. Juli 1949 vorgebracht. Er setzte der „apartheid“ das Prinzip der „eendrag“, einer berufsständischen Arbeitsverfassung entgegen.

Ein „Narr in Christo“

Die Kirchen haben bisher erfolglos gerufen und gewarnt. Ihr Eingreifen hat die Schande gemildert, daß die Verfolgungsgesetze die Unterschrift eines christlichen Pfarrers tragen. Aber es waren eben Worte. Mehr als diese Worte hat es der Sache Christi genützt, daß da und dort christliche Geistliche den Mut aufbrachten, ihre Person für die Farbigen einzusetzen. Unter ihnen gebührt der Ruhm dem anglikanischen Geistlichen Michael Scott, der sich in neuester Zeit vor allem der Herero und Hottentotten angenommen hat. Zuvor wirkte er als Missionar unter den Leprakranken und Indern Südafrikas. Zur Grundlage seines Wirkens macht er die volle Lebensgemeinschaft mit den Eingeborenen. Er teilt vor allem ihre Armut und ihr Wohnungselend.

Im Juni 1946 traten die Inder in passiven Widerstand gegen das Ghettogesetz. In Durban, dem Mittelpunkt ihres Siedlungsgebietes, machten sie einen waffenlosen Sitzstreik im verbotenen Stadtzentrum. Es war die Pa-

role ausgegeben worden, sich nicht zu wehren. So wurden sie von jungen Weißen zusammengeprügelt, ohne daß die Polizei einschritt. Diese Demonstration fand wiederholt statt. Scott nahm teil. Er erhielt eine Geldstrafe, zahlte sie nicht und saß drei Monate im Gefängnis von Durban.

In Johannesburg wohnen 100 000 Farbige vor den Toren der Stadt in einem Ghetto, dessen Behausungen aus jeglicher Art von Baustoffen, besonders aus Konservendosenblech und Säcken bestehen. Scott zog ein, um an Ort und Stelle das Evangelium zu predigen und die Seuchen zu bekämpfen. Im Juni 1947 wurde er wegen illegalen Wohnens im Eingeborenen„reservat“ zu weiteren 14 Tagen Gefängnis verurteilt. Nach ihrer Verbüßung griff er die Arbeitsverhältnisse im Bezirk Bethal an. „Die Verhältnisse der Landarbeiter dort sind ein wahrer Skandal. Die Arbeiter werden beschimpft und geschlagen. Nachts werden sie in Baracken eingesperrt, die Kleider werden ihnen abgenommen, Bluthunde verhindern ihre Flucht. Die Farmen leiden nämlich unter beständigem Arbeitermangel. Die niedrigen Löhne, die langen Arbeitszeiten, die Brutalität der Aufseher sind denn auch kein Anreiz für die Farbigen, dorthin zu gehen.“ So werden sie durch die „Boere Arbeitsvereinigung“ aus den illegalen Einwanderern von Rhodesien und Nyassa rekrutiert, die sich dagegen nicht wehren können. Es gibt für sie keinerlei gesetzlichen Arbeitsschutz. Sie sind Sklaven.

Dann brachte Scott die Sache der Herero vor die UN. Ihnen wurde im ersten Weltkrieg die Rückgabe ihres Landes versprochen, das ihnen die Deutschen genommen hatten. Südafrika hat weder als Mandatsmacht, noch nach dem zweiten Krieg, als es sich Südwest einverleibte, Wort gehalten. Statt dessen hat es ebenfalls „Reservate“ eingerichtet. Die Herero forderten deshalb die Unterstellung ihres Landes unter direkte UN-Verwaltung. Unter größten Schwierigkeiten seitens der südafrikanischen Regierung gelang es Scott, sie 1947 vor der UN zu vertreten. Neben Südafrika stimmten auch die Delegierten Frankreichs und Englands dagegen, ihn als Vertreter eines Eingeborenenstammes anzuhören. Der Gesandte der Regierung Malan nannte Scott bei dieser Gelegenheit „einen exzentrischen und fanatischen, bemitleidenswerten Agitator ohne festen Wohnsitz“. Die Mehrheit in den UN ließ ihn jedoch zu Worte kommen. Daraufhin verließ der südafrikanische Delegierte die Beratungen.

Nach zweijährigem Kampf hat Scott im November 1949 erreicht, daß die UN auf Grund seiner Darlegungen beschlossen haben, das alte Deutsch-Südwestafrika unter ihr Mandat zu nehmen. Die Eingeborenen Südafrikas sehen in Scott einen wirklichen Freund unter den Weißen und wollten ihm darum schon 1948 ihre Vertretung im Parlament übertragen. Er lehnte aus Bescheidenheit ab. Aber er sagte seine Meinung über die „apartheid“-Politik der Regierung: „Sie ist nichts als eine einfältige Täuschung, mit deren Hilfe ein Gemeinwesen halb gebildeter und ganz pharisäischer Farmer die Arbeitskraft der Eingeborenen ungerecht ausbeutet.“

Der religiöse Geist bei den gebildeten Hindu

In den Berichten der Agenzia Fides bringt P. R. Antoine SJ am 31. Dezember 1949 eine Darstellung der geistigen und religiösen Haltung der gebildeten Hindusdichten, die darum auch für uns interessant ist, weil sie beweist, wie ein ganz bestimmter geistiger Prozeß offenbar überall auf

der Welt der gleiche ist. Auch unter den Hindu mit ihrer uralten Kultur gibt es heute drei verschiedene Geistesformen. Die erste ist die der strengen Gläubigkeit, die zweite die einer modernistischen Religiosität und die dritte die der religiösen Gleichgültigkeit oder Glaubenslosigkeit.

Die Zahl der gläubigen Hindu ist, so sagt der Berichterstatte, immer noch groß, wenn sie auch schnell abnimmt. Sie gehören hauptsächlich der alten Generation an, und gerade in ihren Familien ist oft die Kluft zwischen den beiden Generationen unüberbrückbar geworden. Nicht selten kommt es vor, daß der Sohn eines orthodoxen Pandit Kommunist wird. Der strenggläubige Hindu ist an eine Reihe von äußeren Überlieferungen gebunden, aber es ist kein Zweifel, daß sein Glaube ein echter und innerlicher ist; er erfüllt immer noch seine Gebete, Riten und Meditationen mit tiefer Überzeugung und ohne irgendwelche Menschenfurcht.

Viel größer ist die Gruppe der modernistischen Hindu. Diese neigen zu einer Religiosität ohne Dogma und ohne sichtbare Organisation. Diese Gläubigkeit sinkt aber immer mehr zu einem vagen Humanitarismus ab. Jene inneren Energien, die in diesen Kreisen nicht mehr dem Glauben zugewandt werden, haben sich in die nationale Bewegung ergossen. Im religiösen Bereich haben vergleichende Religionsstudien dazu geführt, daß man alle Religionen für gleich gut hält, und dies ist vielleicht das einzige Dogma, wovon diese Schichten überzeugt sind. Daher ist ihnen jede Missionstätigkeit zuwider. Es wäre allerdings übertrieben, wenn man glauben wollte, die Opposition gegen die Ausbreitung des Christentums, die hier oft sehr heftig ist, beruhe allein auf diesen Überzeugungen. Sie beruht sehr häufig auch auf gewissen Ungeschicklichkeiten der Missionare, auf der historischen Verbindung des Christentums mit den fremden Eroberern, auf der niedrigen sozialen Stufe der Mehrzahl der indischen Christen. Die eigentliche Haltung des modernistischen Hindu in Religionsdingen ist Gleichgültigkeit. Wenn man immer noch auf Reisen, in Eisenbahnzügen oder sonst bei öffentlichen Gelegenheiten in Indien so viel über Religion reden hört, so mag man sich über den Ton vollkommener Überlegenheit wundern. Religion ist hier zu einem bloßen Problem geworden, ähnlich etwa dem der Ethnologie.

Die Anziehungskraft des Kommunismus

Religiöse Gleichgültigkeit ist besonders in der jungen Generation weit verbreitet. Bei vielen jungen Indern besteht ein leidenschaftlicher Wunsch, ihre Bildung zu erweitern. Aber gleichzeitig verlangen sie auch größere Tiefe, als sie ihnen durch einen solchen Eklektizismus geboten werden kann. Gewiß wird eine große Anzahl oberflächlicher Geister durch einen intellektuellen Dilettantismus befriedigt. Aber die geringere Zahl derer, die etwas Tieferes suchen, möchte sich einer großen Sache hingeben, und gerade diese wenden sich häufig dem Kommunismus zu. Der Prozeß scheint folgendermaßen vor sich zu gehen: wenn unter dem Einfluß des Westens und unter dem Druck des modernen Lebens die Überlieferungen des Hinduismus aufgegeben werden, so suchen die geistigen Energien sich ein anderes Wirkungsfeld. Ein solches hat der nationale Freiheitskampf dargestellt. Die Unabhängigkeit wurde erobert, und es stellte sich die Aufgabe, die Nation neu aufzubauen. Dabei gab es viele Enttäuschungen. Diese hat die marxistische Propaganda von Rußland aus aufs

geschickteste benutzt. So erschien dann der Kommunismus als eine dynamischere und revolutionärere Aufgabe als der langsame Aufbau der indischen Regierung. Die sozialen Zustände Indiens mit ihrem scharfen Gegensatz zwischen Reich und Arm scheinen auch die Thesen des Marxismus aufs deutlichste zu beweisen. So wurde der Marxismus ein Sammelbecken jugendlicher Kräfte. Heute ist es sehr schwer zu unterscheiden, wie viele wohl wirklich von seinem Programm überzeugt sind, aber es bleibt eine Tatsache, daß viele junge Menschen ihm dienen. Ganz besonders hat er unter den Studenten eine leidenschaftliche Anhängerenschaft gefunden. Die Tatsache, daß die kommunistische Partei in Bengalen verboten ist, bildet nur einen weiteren Anreiz. Der Markt ist mit kommunistischer Literatur sowohl in Englisch wie in Bengali überschwemmt.

Haltung gegenüber dem Christentum

Gegenüber dem Christentum übernehmen die jungen indischen Kommunisten natürlich die übliche Haltung der Marxisten. Sie halten die Kirche für reaktionär und für eine Verbündete des Kapitalismus; die christliche Sozialarbeit scheint ihnen nur dazu da, die soziale Revolution hintan zu halten. Sie bekennen den Atheismus offen als eine Befreiung aus alter Knechtschaft. Bei den meisten ist allerdings die Liebe zur Heimat ein gewaltiges Gegengewicht gegen die Verehrung Rußlands und Stalins. In einigen seltenen Fällen versuchen die jungen Kommunisten, ihre Überzeugung mit rationalen Gründen zu erleuchten. Dann stoßen sie auf Schwierigkeiten, und ihr tief eingewurzelter religiöser Sinn stellt sich den marxistischen Argumenten entgegen. Sie beginnen dann, nach etwas anderem auszuschaun. Zum alten Hinduismus können sie nicht zurückkehren. Dann wenden sie sich zur katholischen Kirche.

So ist die Lage der kultivierten Schichten im modernen Indien. Der überlieferte Hinduismus schwindet, der modernistische Hinduismus, der die verbreitetste Meinung ist, gleitet zu Gleichgültigkeit ab und bereitet dem Atheismus den Weg. Das religiöse Problem ergibt sich in der Unbefriedigtheit sowohl durch den Eklektizismus der Modernisten als durch die Lehre des Materialismus.

Das japanische Bevölkerungsproblem

Nach wie vor ist der wachsende Bevölkerungsdruck das Hauptproblem Japans und stellt sowohl die japanische Regierung wie auch die amerikanische Besatzungsmacht vor die schwierigsten Aufgaben. Die von dem französischen Institut national d'études démographiques herausgegebene Zeitschrift „Population“ stellt in einer ausführlichen Studie diese Probleme zusammenfassend dar. Wir entnehmen ihr folgende Angaben:

Seit der ersten japanischen Volkszählung im Jahre 1920 bis zum Jahre 1947 ist die Bevölkerung Japans von 56 Millionen auf 78,6 Millionen angewachsen. Ein vom amtlichen Statistischen Amte eingesetzter Ausschuß hat nun die Bedingungen des weiteren Bevölkerungswachstums untersucht und ist zu Schätzungen gekommen, welche Zahl die Bevölkerung im Jahre 1955 erreicht haben wird. Die günstigste Schätzung ergibt eine Zahl von 93 Millionen, die ungünstigste eine Zahl von 87,6 Millionen, eine mittlere Schätzung nennt 90,2 Millionen. Diese Schätzung geht von der Annahme einer Verminderung sowohl des Geburtenüberschusses wie auch der Sterblichkeit aus. Der Geburtenüberschuß Japans ist von 1939 bis 1947 infolge

einer intensiven bevölkerungspolitischen Propaganda der Regierung um 32% gestiegen, so daß also wohl damit gerechnet werden kann, daß er wieder bis etwa zur Norm von 1939 fallen wird, während die Fortschritte der Hygiene und der Medizin gleichzeitig auch die Annahme einer langsamen Abnahme der Sterblichkeitsziffern gerechtfertigt scheinen lassen.

Nun können aber die japanischen Stammgebiete im besten Falle, d. h. bei guten Ernten, nur etwa 45 bis 50 Millionen Menschen ernähren; es müssen heute schon zwei Millionen Tonnen Lebensmittel importiert werden. Bis zum Jahre 1960 wird Japan nach einer Schätzung ein Viertel seiner Lebensmittel einführen müssen. Eine Steigerung des Bodenertrags, die eine intensive Rationalisierung und Technisierung der Landwirtschaft und ihre genossenschaftliche Durchorganisation voraussetzen würde, wird durch die Reform des Erbrechtes, das jetzt eine gleichmäßige Teilung des Besitzes unter die Kinder des Erblassers bestimmt, sehr erschwert.

Um den Lebensmittelpimport bezahlen zu können, müßte der japanische Außenhandel außerordentlich forciert werden; er müßte bis zum Jahre 1952 einen Wert von 1,6 Milliarden Dollars erreicht haben. Sein tatsächlicher Wert im Jahre 1948 war 258 Millionen Dollars.

Eine Verminderung des Bevölkerungsdruckes durch eine großzügige Auswanderung stößt auf politische Schwierigkeiten und erfordert von Japan ein großes nationales Opfer. Bei der gegenwärtigen Lage stehen für die Aufnahme von Japanern nur solche Gebiete zur Verfügung, die nicht von Europäern besiedelt sind und besiedelt werden können; außerdem müßten die japanischen Auswanderer auf ihre Staatsangehörigkeit verzichten und die des Einwanderungslandes annehmen. Als einziges Land, das die Vorbedingungen für eine japanische Einwanderung erfüllt, wird in der Diskussion immer wieder Neuguinea genannt, das im Laufe von zehn Jahren angeblich 20 Millionen japanische Einwanderer aufnehmen könnte.

Die Konsequenz

Auf dem Hintergrund dieser Tatsachen muß man die Diskussion über die gesetzliche Regelung des Bevölkerungsproblems durch Freigabe der Abtreibung betrachten, die bald nach dem Krieg von japanischer und amerikanischer Seite in Gang gebracht wurde und zu dem Gesetz vom 24. Juni 1949 führte, das in der Herder-Korrespondenz (4. Jhg. Heft 3, S. 108) veröffentlicht ist.

In der Zeitschrift „La Vie Intellectuelle“ (Februar 1950, S. 199) hat ein Japaner, Kikou Yamata, dargelegt, daß dies Gesetz nichts zu tun hat mit jener Geisteshaltung, die in der übrigen Welt, nicht zuletzt in Amerika, zu solchen Methoden greift, um sich das Leben leicht zu machen. Nicht moralischer Zynismus, nicht dekadente Lebensanschauung schufen dieses Gesetz. Es ist vielmehr der Ausdruck des Elends, in dem sich dieses Volk seit dem Krieg befindet, wenn man will, der Kapitulation vor dem Elend. Es gibt keinen Ausweg.

Yamata sagt, daß Japan vor dem Krieg nicht daran dachte, sich seiner Kinder zu entledigen. Denn der Japaner liebt die Kinder und hängt an der Familie. Die Regierung verweigerte der amerikanischen Propagandistin der Geburtenkontrolle, Mrs. Singer, die Einreise nach Japan. Ihre Gesinnungsfreundin, Baronin Ishimoto, die vor dem Krieg vergeblich versuchte, diese Ideen im Lande populär zu machen, sitzt heute im Parlament.

Durch den Krieg wurde Japan in ein Elend gestürzt, das es auch in früheren Zeiten schon durchlitten hatte: die Unmöglichkeit, seine wachsende Bevölkerung zu ernähren. In jenen früheren Zeiten gab es keine Beziehung zum Ausland und keine Möglichkeit, sich dadurch zu ernähren. Deshalb tötete man die Kinder. Heute aber ist es eben dieses Ausland, das Japan zu dem modernen Kindermord zwingt.

Als General McArthur durch katholische Proteste darauf hingewiesen wurde, daß seine Mitarbeiter die Geburtenkontrolle begünstigten, gab er die Antwort, daß „er an dem Studium und der Erwägung des Problems der Bevölkerungskontrolle keinen Anteil habe“.

Trotz der großen Einschränkung der Geburten, die seit dem vergangenen Juli in Japan vor sich geht, wäre es ein Irrtum zu glauben, daß die Japaner mit diesem Ausweg innerlich zufrieden sind. Bezeichnenderweise greifen viele werdende Mütter zu allen möglichen antikonzepcionellen Medikamenten, „um der furchtbaren Abtreibung zu entgehen“. Daß die ärmeren Volksschichten das Gesetz begrüßten, entsprang nur und allein ihrer Not. „Durch das Verbot der Abtreibung“, schrieb ein Sprecher dieser Kreise, „werden die Armen bestraft.“

Die Japaner sind bei aller Liebe zu Kind und Familie von einem uns schwer verständlichen Realismus gegenüber dem Leben und seinen Situationen. Man zeigt ihnen ein Mittel, mit dem Problem fertig zu werden, und sie gebrauchen es; denn sie haben viele soziale Notlösungen über sich ergehen lassen müssen im Lauf der Zeiten.

Die japanischen Katholiken haben gegen das Gesetz unter Berufung auf die Menschenrechte Stellung genommen. Tatsächlich liest man in Artikel 22 der „Erklärung der Menschenrechte“, daß jedermann „das Recht auf einen Lebensstandard für sich und seine Familie hat“ (vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jhg. H. 11, S. 512). Wer trägt nun aber die Verantwortung dafür, daß dieses Menschenrecht in Japan verwirklicht wird?

Ökumenische Nachrichten

Erzbischof Yngve Brilioth von Upsala Als im Februar 1946 Pius XII. sein vollzähliges Kardinalskollegium in Rom versammelte und in Genf gleichzeitig die Vertreter des vorläufigen Ökumenischen Rates miteinander berieten, machte als Vertreter des Rates der damalige lutherische Bischof Brilioth von Växjö (Schweden) einen Besuch bei dem zuständigen römischen Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg, Mgr. Charrière. Nach einer längeren Aussprache wurden Briefe gewechselt und von beiden Seiten die Notwendigkeit der Einheit der Kirche und des Gebetes für die Einheit betont. In dem Brief von Bischof Brilioth hieß es: „Die Wiedervereinigung der Christen kann nicht durch eine Vermengung der verschiedensten Anschauungen und auch nicht durch einen Sieg der einen über die anderen erreicht werden.“ Inzwischen ist Bischof Brilioth zum Erzbischof von Upsala und Primas von Schweden berufen worden. Dazu schreibt das „Sonntagsblatt“ von Bischof D. Hanns Lilje (12. 3.):

„Der Bischof des Stiftes Växjö, Dr. theol. Yngve Brilioth, ist vom König mit Wirkung vom 1. Mai zum Erzbischof von Schweden ernannt worden. Diese Ernennung ist von großer Bedeutung. Mit ihm wird eine Persönlichkeit von